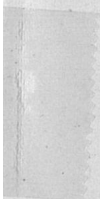


nd
Bilder

W.
8

UB Düsseldorf

+4097 268 01



331

35 Bg
42/5 R

August Sperl
Ahnenbilder
und Jugend-
Erinnerungen



UNIVERSITÄT DÜSSELDORF

Ahnenbilder
und
Jugenderinnerungen
von
August Sperr

I . 9 . 2 . 2

E. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck München



H. H. W. 1498
z
He

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF

36. G. 3076



August Sperl
A h n e n b i l d e r





Ritzsch Sperl

Herrn Geheimrat DDr. Oskar Beck
der vor einem Menschenalter meiner „Fahrt nach der
alten Urkunde“ die ersten Wege geebnet hat,
in dankbarer Gesinnung zugeeignet
Würzburg, im Juli 1922
August Sperl



Geleitwort

Dies Buch ist das Gegenstück der „Fahrt nach der alten Urkunde“, die ich vor einem Menschenalter in die deutsche Welt hinausgegeben habe.

Wie jenes Buch, frei dichterisch gestaltend, der Niederschlag dessen war, was ich vor etwa vierzig Jahren mit meinem Vater erforscht und erwandert hatte, so sind diese „Ahnenbilder und Jugenderinnerungen“ wahrheitsgetreue Federzeichnungen aus fünf Jahrhunderten des deutschen Mittelstandes von seiner Geburtszeit bis nahe an die fürchterliche Krisis, worin er heute, bedrängt von zwischenvölkischer Geldwirtschaft und völkischer Massenherrschaft, um Dasein und Fortdauer ringt.

So hat sich die Welt gar sehr verändert, in die nun dieses Buch hinausgeht, und auch ich bin — um dreißig Jahre älter geworden und vermöchte heute wohl keine zweite „Fahrt nach der alten Urkunde“ mehr zu schreiben mit ihren Fehlern und Vorzügen.

Und doch, in den Augen des Sechzigjährigen spiegelt sich noch ebenso klar die veränderte Welt, und das Ohr vernimmt noch ebenso fein wie damals in friedlichen Zeiten hinter den schneidenden Mistönen einer kampferfüllten Gegenwart

die ewigen Harmonien, und ich bekenne, verankert in eine unbeirrbarc Weltanschauung, freudig und zuversichtlich, was einst Eichendorff in diese wundervollen Verse gegossen hat:

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
will ich, ein Pilger, frohbereit
betreten nur wie eine Brücke
zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
um schändlichen Sold der Eitelkeit:
Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
schweig' ich vor dir in Ewigkeit!

Würzburg im Oktober 1922

August Sperl

Inhalt

1. Waldleute	1
2. Vertrieben	20
3. Im großen Kriege verarmt	51
4. Hammerherren	74
5. Wunderliches Auf und Ab	81
6. Werbe- und Liebesbriefe aus der Zeit des Notofes	98
7. Allerhand Kuriosa von meinen Urvätern und Uronkeln	124
8. Wie einer meiner Urgroßväter die Kaiserkrone nach Frankfurt gebracht hat	141
9. Vom Schreiber zum Staatsminister	166
10. Das Paradies meiner Kindheit	194

Waldleute

1383 bis 1432

Man schrieb das Jahr 1383. Unabsehbar dehnte sich von der Donau zwischen den uralten Römerstädten Regensburg und Passau nordwärts der Wald — damals wie heute, nur wilder und dichter. Und gleich weltentrückten Inseln hoben sich da und dort aus dem grünen Meere die Höfe und Dörfer, die Städtchen und Burgen.

Im Waldesdunkel, bis hinan zu den Legföhren der Berge im Osten, reifte, glühte und verglühte die Preiselbeere; auf sonnigen Wiesen leuchteten die goldenen Sterne der Arnika; aus einsamen Meilern stieg blauer Rauch über die Wipfel; in geheimnißvollen Tiefen pochte der Specht, aus hohlen Bäumen fauchte der Luchs, und im Äther kreiste der Falke; auf heimlichen Pfaden trottete der Wolf, und in Klüften hauste der Bär. Der Edelhirsch trat auf die Lichtung, Rehe zogen über die Halden, und auf den Angern weidete die kleine braune Gebirgskuh; der Bienen summte um die Zeitelhube; die zahllosen Flüßlein

und Bäche wimmelten von Fischen, an verschwiegenen Orten baute der Biber sein kunstvolles Haus, und auf dem Grunde brauner Gewässer wuchsen — annoch unerkannt und ungenützt — zwischen unscheinbaren Schalen die köstlichen Perlen. Vor den Holzhäusern murmelte das Brunnlein, an den Haustüren blinkte der fromme Ablasspfennig, von der sonngebräunten Altane nickte die Nelke, und unter dem flachen, steinbeschwerten Schindeldach lebten und liebten die Menschen wie heute, machten sich viel vergebliche Unruhe, glaubten, hofften, starben und wurden hinausgetragen — damals wie heute. Blondhaarige, blauäugige, hochgewachsene Menschen mit rauher Sprache, flug, nüchtern, arbeitsam, gottesfürchtig und doch lebensfroh, wehrhaft und rauf lustig — zähes, langlebiges, unvermishtes Germanenblut seit den Tagen der Völkerwanderung.

Auf den Wegscheiden und Marktgrenzen ragten Bildstöcke, längs den Rainen mahnten düstere Totenbretter, bemalt mit Kreuzen und Zeichen, an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Auf den landverbindenden Straßen flirrte der Huf des Saumrosses, und hinter den blauduftigen Grenzbergen wohnte der Tscheche, mit dem man einträchtig Handel zu treiben oder auch — die Waffen zu kreuzen gewohnt war.

In dem weiten Tale, dort, wo der kleine Cham sich in den größeren Regen ergießt, an der belebtesten bayerisch-böhmischen Heer- und Handelsstraße, ragte seit den dunkelfernen Tagen der Karolinger die Hauptstadt des Waldes, das feste Cham. Gewaltige Burgen reicher Edelleute, des Landes Wächter, blickten im Halbring von den östlichen Hügeln herüber auf ihre Dächer. Unermessliche Wälder stiegen hinter diesen Burgen sacht hinan zum Kamme des Hohenbogen, der das Land der Deutschen trennt vom Lande der Böhmen.

Die Hauptstadt des Waldes — obgleich nur etliche tausend Menschen in ihren Ringmauern wohnten. Aber wie eine Großstadt erschien den Waldbauern weitumher dieses Bollwerk am Regen, wo man alles kaufen konnte, was der Haushalt bedurfte und das Herz begehrte, wo an festlichen Tagen der Met in Strömen floß und die dem Stadtwappen nachgebildeten „Kampeln“, das ist „Kämme“, der Lebzelter so fein schmeckten.

Es ist nicht auszudenken, was diese Siedlung je und je der Landschaft gewesen war. Von hier aus hatten schon vor mehr als sechshundert Jahren Regensburger Mönche die Heilsbotschaft tief hinein in die Täler des oberen Waldes,

hoch hinan auf die Halden bis in den letzten Einödhof getragen. Denn die Sendboten der christlichen Lehre haben sich je und je, seit den Tagen des Apostels Paulus, auf die städtischen Ansiedlungen gestützt und von diesen aus das offene Land der Pagani, der Gaubewohner, der Heiden erobert. Weit und breit verehrte das Volk die Münsterkirche nahe der Stadt Cham als die Mutterkirche aller Gotteshäuser im Lande, und einmal im Jahre strömten die Gläubigen dorthin zur Kirchweih und ließen sich zwischen den lange dauernden gottesdienstlichen Handlungen aus dem Lindenbrunnlein laben nach uraltem Brauch.

Man schrieb das Jahr 1383.

Eine bedeutsame Epoche, dieses vierzehnte Jahrhundert, diese Geburtszeit des deutschen Mittelstandes.

Die früheren Jahrhunderte kennen keinen Mittelstand. Eigentlich nur eine Oberschicht von geistlichen und weltlichen Herren in verschiedenen Abstufungen mit ihren Knechten, und in fast rechtloser Abhängigkeit unter ihnen die Bauern aller Schattierungen.

Die Stadt, in der „die Luft“ den Menschen „frei machte“, die Stadt mit ihrem Bürgertum ist die Wiege unsrer Gesellschaftsschicht. Aber

freilich, dieses stolze, wehrhafte Bürgertum ist zunächst keineswegs aus der Masse der bäuerlichen Bevölkerung, der Handwerker und Kriegsknechte erwachsen. Sonangebend war auch hier der Ritterbürtige, der zum Kriegsdienst verpflichtete „mindere“ Adel, wie er in einer altbayerischen Urkunde im Gegensatz zum „mehreren“, zum reichen und deshalb wirtschaftlich turnierfähigen Adel genannt wird. „Mehrere“ nicht in der Bedeutung von „zahlreicher“, sondern von „höher“. Denn der „mindere Adel“ war zahlreich wie der Sand am Meere, bebaute allenthalben im Lande seine oft recht ärmlichen Huben und speiste aus seinem Nachwuchs fort und fort das städtische Patriziat. Deshalb die Wappen-, ja teilweise Turnierfähigkeit dieser städtischen Oberschicht; deshalb die scharfe soziale Gliederung auch in den kleinsten Fürstenstädten von Anfang an; deshalb die strenge Forderung, daß der vornehme Städter „weder an der Elle noch Wage verkaufen, noch an der Maß schenken“, das heißt nicht Kleinhandel treiben dürfe; deshalb das Connubium zwischen den reichen Stadtgeschlechtern und dem niederen Landadel in jener Zeit. Und nur von diesen Gesichtspunkten aus ist es verständlich, wie z. B. unser Wappengenöß Peter der Falkensteiner

zu Falkenfels, vermählt mit Dorothea, Tochter des österreichischen Dynasten Hans von Polheim, im Jahre 1422 Bürger, Lederer und Schultheiß in Cham sein konnte. Er ist ohne Zweifel nicht selbstausübender Lederer gewesen — so wenig die Bismarcks in Stendal Gewandschneider im Sinne des Kleinhandwerks waren —, sondern ritterbürtiger Unternehmer im Schutze der Stadt, Angehöriger des aus alten Wurzeln neu emporgekommenen Mittelstandes, der fortan auch dem wachsenden Staate die Beamtschaft stellte. Und deshalb erscheinen wiederum die Städte gar oft als die Pflanzgärten ritterlicher Sitte und verfeinerter Lebensart — im Gegensatz zu einem verbauerten landsässigen Adel: Als im Jahre 1433 auf dem Rathause zu München in Gegenwart der Herzogin ein Fest gefeiert wurde, fielen die Edelleute in das „feine Gebäck“ und „frafen's wie Säue mit beiden Fäusten.“ Da legten sich etliche Bürger ins Mittel und „redeten genug dazu, ob sie sich dessen nit schameten“!

Eine besondere Bezeichnung für diese städtische Oberschicht findet sich in den bayerischen Urkunden jener Zeit nicht. Das Wort „Geschlechter“ oder gar „Patrizier“ wird auf sie nicht angewendet. Aber die Chamer Dokumente reden oft von „Edel und Unedel“ der Stadt.

Edel und Unedel der Stadt Cham hauste unter hohen Giebeln, flirrte in winkligen Gassen, saß im Räte und zu Gericht, hantierte in Werkstätten, rechnete zwischen Warenballen und übte sich auf dem Anger in Waffen; alles auf hergebrachte Weise, jeder an seinem gebührenden Orte, Herren und Knechte, Insassen und Bürger.

Starke Fäden liefen von hier aus zu den benachbarten Handelsplätzen, vornehmlich nach Regensburg, wo die großen, den levantinischen Handel über Venedig beherrschenden Kaufleute saßen, und nach dem gewaltig emporstrebenden Nürnberg. Wie von der Donau, so rollten von der Pegnitz die Güter zollfrei durch Chammünster nach Osten, und vom Regen gleichermaßen an die Donau, die Pegnitz. Und des zum Zeichen tauschten diese Städte alljährlich in feierlichen Gesandtschaften althergebrachte sinnbildliche Geschenke: ein Pfund Pfeffer, ein Paar weißer Handschuhe und ein weißes Stäbchen.

Und so reich, so mächtig war Edel und Unedel in Cham, daß sie im Jahre 1324 im Bunde mit drei andern Landstädten den verschwenderischen Herzogen von Niederbayern Sparsamkeit predigen und bessere Ratgeber aufzwingen konnten. Nur Landshut und Straubing durften sich mit der Stadt am Regen messen, und Kaiser

Ludwig der Bayer, der Bürgerfreund, war ihr so sehr gewogen, daß er sie mit einem Freiheitsbriefe vom Jahre 1343 noch über die andern Städte erhob.

Wenn trotzdem Edel und Unedel nicht im Wohlleben erstickte, so war dies dem Tschechen zu danken, dem unruhigen Erbfeind jenseits der Berge. Schon drei Jahre nach jenem Gnadenbeweise fanden die Chamer Gelegenheit, dem Kaiser im Kampfe gegen Johann von Böhmen mit Geld und gewappneter Hand seine Wohlthat reichlich heimzuzahlen. Neue, zum Teil unerhörte Freiheiten waren der Lohn für bewiesene Treue, der Ersatz für erlittene Schäden.

Leider war es aber Edel und Unedel nicht beschieden, sich lange in dieser Gnade zu sonnen: die Geldnot der Kaisersöhne war stärker als ihre Liebe zu der treuen Stadt und zu der fruchtbaren Landschaft. Schon sechs Jahre nach dem Tode des Vaters sahen sie sich veranlaßt, das ganze Besitztum an ihre Vettern vom Rheine zu verpfänden. Da wurden die schönen Freiheiten jählings zunichte, und mit zorniger Hand schrieb einer im Rathaus zu Cham auf die zwei wertlos gewordenen Kaiserbriefe: Gilt nicht. Gilt nicht. Das reiche Gemeinwesen sank zur oberpfälzischen Landstadt herab und empfing fortan

seine Befehle von der Regierung zu Amberg, die sich nichts kümmerte um das, was gewesen.

Freilich das Geklirr der Waffen, das Stampfen und Schnauben der Streitrosse, das Rollen der Reiszwagen, das alle die Jahrhunderte hindurch immer wieder den Chamgau erfüllt hatte, war damit keineswegs verstummt und sollte auch in Jahrhunderten nimmer verstummen. Denn es lief ja nach wie vor die Handelsstraße durch das liebliche Tal, und unfern im Osten wohnte immer noch der Erbfeind deutschen Namens, der Tscheche.

Aber trotz allen Wechselfällen gedieh das feste Cham im Laufe der Zeiten, und als Kaiser Karl IV. im Mai des Jahres 1370 für sein zehnjähriges Bübchen um das Töchterlein des Straubinger Herzogs warb, da faßte man als Ort der Hochzeitsfeier unter andern Städten auch das stolze Cham ins Auge. Es wurde zwar damals noch nichts aus dem Plane. Aber die Urkunde des Verspruchs wirft doch ein bedeutsames Licht auf Edel und Unedel in Cham und auf die Geschlechterhöfe und Bürgerhäuser mit ihren geräumigen Gaststuben, Kammern und Ställen, die bereit waren, so vornehmen Gästen und solch gewaltigem Troß die Herberg zu bieten.

Jawohl, Cham war eine Stadt, mit der nicht nur die Bauern im Walde, sondern auch die Großen im Reiche zu rechnen gewohnt waren. Was ihr aber doch nicht das Schicksal ersparte, daß sie bald danach von ihrem huldvollen Landes= herrn in einem Anfall von Geldnot schmäählich verpfändet wurde an Zutel Keppem, die Jüdin, und Umschel Keppem, ihren ohne Zweifel höchst ehrwürdigen Vater. —

Man schrieb das Jahr 1383.

Unter denen, die sich vergebens auf die Hochzeit Jung=Wenzels gefreut und bald danach über die jämmerliche Verpfändung ihrer Vaterstadt ge= ärgert hatten; unter denen, die auf Gedeih und Verderb mit den Geschicken dieser Stadt ver= bunden waren; unter denen, die freiten und sich freien ließen, schafften und regierten, stritten und bankettierten, hoffentlich auch für ihr Seelenheil sorgten und unaufhaltsam den Weg alles Fleisches wandelten, haben wir die ältesten uns bekannten Vorfahren zu suchen.

Sie zählten zu den Geschlechtern der Stadt. Aber wer etwa heute im weltentlegenen Land= städtlein gleichen Namens die Spuren ihres Erdendaseins suchen wollte, der unterzöge sich vergeblicher Mühe. Denn nicht weniger als neun Brände, die alles Zerstörbare gefressen haben,

werden in der Chronik von Cham aufgezählt, und aus dem geringen Strandgute der Zeit, aus ein paar geretteten Urkunden-Bündeln starren dem suchenden Auge nur da und dort inhaltlose Namen entgegen. Überbleibsel, ähnlich den grinsenden, mit Namen, Kreuzlein und Kränzen bemalten Schädeln in einem jener seltsamen Weinhäuschen altbayerischer Friedhöfe, wo der Überfluß aus dem Umtriebe der Gräber gesammelt und auf Holzgestellen schön reihenweise gezeigt wird.

Man schrieb das Jahr 1383, und dieses Jahr, wo der faule König Wenzel sich immer noch nicht zur Romfahrt entschließen konnte und also die vom Papste so freundlich angebotene Kaiserkrone verscherzte, dieses Jahr war nicht nur für Wenzel und das Reich entscheidend, sondern ist auch von ganz besonderer Bedeutung für unsere ungleich bescheidenere Familiengeschichte geworden. Es ist nämlich gleichsam ihr Geburtsjahr. Über dem hochgiebeligen Dächergewirre der Stadt Cham kräufelte sich der Rauch all ihrer hundert und hundert Herdstätten, aus blauer Ferne blickte der Hohenbogen herüber, und nebeneinander standen die Häuser der Bürger. Anders als die freigelegenen Einödhöfe der Bauern draußen auf den Halden, anders als die Burgen auf den Bergen unter Gottes hochgewölbtem

Himmel; hart nebeneinander, in dumpfer Enge eins ans andre gefleht.

So auch die beiden Häuser, die Hartwig der Prager und Ulrich der Sperl vielleicht schon seit Vaters und Großvaters Zeiten ihr eigen nannten. Und zwischen diesen Häusern und Hofraiten zog sich eine Mauer hin, man hatte vergessen oder wollte vielleicht nicht mehr wissen, ob sie hinüber oder herüber gehörte.

Heil dieser Mauer, sagt der Familienforscher, gesegnet sei der echt bürgerliche Streit, der sich um sie entspann!

Die Nachbarn konnten sich in Güte nicht einigen und gingen zum Richter. Sachverständige traten auf den Plan, rechneten, maßen und klopfen, und das Ende war ein Vergleich. Peter der Falkensteiner aber, der Schultheiß, drückte zum ewigen Gedächtnis das Falkenwappen seines Petschaftes ins hängende Wachs.

Die ehrbaren Männer und Bürger Hartwig und Ulrich sind längst samt ihrer strittigen Mauer zu Staub geworden. Andre Häuser und andre Geschlechter sind nach ihnen hochgekommen und reihenweise dahingesunken. Aber die unverwischten Buchstaben auf dem grauen Pergament im Staatsarchive zu Amberg haben alle Brände und alle Kriege überdauert und vermitteln uns freund-

lich die älteste Nachricht von unserm Geschlecht und von dem „ersten“ Vorfahren, von Ulrich dem Sperl.

Allerdings jämmerlich wenig. Und nur zweimal noch taucht der ehrbare Mann in den Urkunden der Stadt und der Landschaft auf. Dann, im Jahre 1406, verschwindet er spurlos.

Wer sich derart mit der ältesten Vergangenheit seiner Familie beschäftigt, der blickt gleichsam von einem hohen Berge über weites, von wallenden Nebeln bedecktes Land. Dort aber, wo Himmel und Erde zusammenfließen, ist vielleicht die Nebeldecke doch an einigen Stellen zerrissen, und funkelndes, wenn auch unsicheres Licht fällt auf einen Ortsnamen, der in ein Geheimnis gehüllt ist.

Ein solcher Name — Defern oder Dofern — ist seit Urväterzeiten an unsern Familiennamen — die Roseform Sperilo von einem verlorenen altdeutschen Personennamen Sperhart — geheftet. Warum, wir wissen es auch nicht so recht —: Sperl von Dofern.

Das weist auf ein Dorf, das einige Wegstunden nördlich von Cham liegt und heute Döfering geschrieben, vom Volke aber noch immer Defern genannt wird.

Dort besaß Frau Anna Sperl, eine Ge-

schlechterin, festhaft zu Cham auf dem Anger vor dem Burgtor, kurze Zeit ein Gut, das sie mit ihrem Sohne Haimeran, einem Mönche im benachbarten Zisterzienserkloster Schönthal, 1422 an dieses Kloster verkaufte. Möglich, daß auch noch andre, ältere Beziehungen zu diesem Döfering bestanden haben, wahrscheinlich sogar im Hinblick auf das treue Gedächtnis, das unsre Vorfahren durch alle die Jahrhunderte dem Namen bewahrten. Aber wir wissen darüber ebensowenig wie über den Zusammenhang unsers Wappens, des goldenen Falken im blauen Schilde, mit andern altbayerischen Wappengenossen derselben Stadt und Landschaft bis hinüber nach Osterreich und hinauf an den Fuß der Alpen. Nebel, dichter Nebel überall. —

Im selben Jahre, in dem Frau Anna Sperl den Hof zu Eixendöfering verkaufte, begann für die Lande weit umher eine Leidenszeit, so unerhört, so hoffnungslos, daß alle Fehden und Kriegszüge der vorvergangenen Jahrhunderte im Vergleich zu diesem Jammer ihre grellen Farben verlieren.

Johannes Hus, der standhafte Bekenner des Evangeliums und unbeugsame Feind des römischen Stuhles, besiegelte im Jahre 1415 zu Konstanz seine Lehre mit dem Tode. Aber das Feuer des

Scheiterhaufens erlosch nicht über der Asche des frommen Mannes. Flamme entzündete sich an Flamme, und zehn Jahre lang tobte der Religionskrieg mit allen Greueln der Verwüstung über weite Landstriche des Reiches, vornehmlich über die unglücklichen Nachbarlande Böhmens. Auf's kläglichste offenbarte sich wieder einmal die Ohnmacht der in sich uneinigen deutschen Nation. Schon damals, im Sommer 1420, als Kaiser Sigismund die Fahne des Kreuzzuges entfaltete und das erste große Heer gegen die Ungläubigen bis unter die Mauern des goldenen Prag führte. Der Ansturm zerschellte an der Tapferkeit der für ihren Glauben kämpfenden Böhmen; und jetzt gingen diese im Bewußtsein ihrer Stärke mit überlegener Kriegskunst zum Angriff über.

Hatten einst die Kurfürsten die Losung ausgegeben, man müsse im keizerischen Böhmen alles erwürgen mit Ausnahme der lallenden Kinder, so erklärte jetzt der große Heerführer Zischka: Die Wagenburg wird rasseln, bis dem letzten Deutschen die Hirnschale eingeschlagen ist!

Die schreckliche Wagenburg, diese unerhörte Neuerung, dieses System von schweren, mit Eisenhaken ineinander verschlungenen Kriegswagen, diese rollende Festung mit hölzernen

Wänden und Strohdächern, die Zuflucht des vorwärtstürmenden Fußvolkes. Diese brutalen Streitwagen, den modernen Tanks vergleichbar, die sich plötzlich aus der Verschlingung ihrer Ketten lösten und einzeln, von Reitern umschwärmt, mit Armbrustschützen bemannt, Tod und Verderben speiend, in unnachahmlicher Taktik vorwärtstrochen und den feindlichen Heerhaufen in Stücke zerrissen.

Mit dem Reinen verband sich das Unreine in schauerlicher Mischung, neben todesmutigem Bekennersinne, neben gerechtem Zorn über den elenden Wortbruch eines schwächlichen Kaisers flammte urväterischer Stammeshaß empor; unter dem Deckmantel der Taboritenlösung: „Verflucht ist jeder Gläubige, der sein Schwert vom Blute der Widersacher Christi fernhält,“ verbarg sich die Raubsucht; um große Kriegshelden scharte sich vertiertes Gesindel, das zu Hause und in der Fremde göttliches Recht und menschliche Sitte in Grund und Boden zu stampfen gewillt war. Das weite Böhmen wurde zum Hexenkessel, aus dessen brodelnden Tiefen sich immer wieder die Schrecken der Hölle über die deutschen Gaue ergossen.

In den Jahren 1422—1433 war kaum ein Jahr, in dem der Chamgau von den husitischen

Horden verschont blieb. Immer wieder ging alles ringsumher in Flammen auf, und mehr als einmal pochte der Hunger an die mit Flüchtlingen überfüllte Stadt, die gleich einer Insel mit Schiffbrüchigen aus dem Feuermeer emporragte.

Aber die Bürger saßen durchaus nicht untätig hinter ihren Ringmauern, sondern bewiesen immer wieder, daß sie nicht nur Kaufleute und Handwerker waren, sondern vor allem kampfsgeübte Krieger gleich ihren Vätern. Ja, im Jahre 1429 stellten sie sich sogar im Verein mit bewaffneten Bauern den Feinden unweit ihrer Stadt im offenen Felde und brachten ihnen die erste empfindliche Niederlage bei. Und als vier Jahre später Herzog Johann, der Wittelsbacher, bei Hiltersried die uneins gewordenen Husiten entscheidend aufs Haupt schlug, kämpften die Chamerauer im Vordertreffen und erwarben sich Ruhm. —

Während dieser ganzen Leidenszeit bis zum Jahre 1432 erscheint in den wenigen auf uns herabgekommenen Urkunden der Stadt nur ein einziger Träger unsers Namens: im Jahre 1425 wirkt Konrad Sperl als Zeuge bei einem Rechtsgeschäfte, und im Jahre vor der Hiltersrieder Schlacht siegelt er als Schultheiß von Cham.

Damit war dem Geschlechte das wichtigste, von alters her dem Stadtadel vorbehaltenes Ehrenamt im festgefügteten Gemeinwesen zugefallen. Und daß sich die Stimmen der Bürger in so wildbewegter Zeit auf Konrad Sperl vereinigten, läßt vermuten, daß er auch vorher seinen Mann gestellt und sich ihr Vertrauen erworben hatte.

Aber nur diese eine Urkunde zeugt von seinem amtlichen Wirken. Wie er aufstaucht, so verschwindet er wieder, und mit ihm für alle Zeiten Familie und Name aus den Überlieferungen der Stadt im bayrischen Walde.

Was die Vorfahren gezwungen hat, die Heimat mit dem Rücken anzusehen und das Elend zu bauen, wissen wir nicht. Die Wogen der allbarmherzigen Zeit sind über die Einzelheiten jener Ereignisse, die dem Gedächtnis der Vertriebenen, ihrer Kinder und Kindeskinde eingegraben und eingebrannt waren, hinweggegangen und haben sie ausgelöscht. Es wäre ja unerträglich, wenn ein Geschlecht nach dem andern sich auch noch schleppen müßte mit dem Erdenleide derer, die überwunden haben.

Verdichtet zu einem lapidaren lateinischen Satz ist die Überlieferung von Jahrhundert zu Jahrhundert zu den Spätgeborenen gewandert: maiores injuria belli Husitici praediis suis orbati

sunt, zu deutsch: Daß Wirrsal des Husitenkrieges hat die Altvordern ihrer liegenden Güter beraubt.

Nebel, Nebel bis dorthin, wo Himmel und Erde zusammenfließen. Nein, nicht doch Nebel, sondern lobende Flammen und schwelender Rauch.

Vertrieben

15. und 16. Jahrhundert

Unter einem rauhen Himmel, in dem welligen Lande zwischen den letzten nördlichen Ausläufern des Böhmerwaldes und den Randhügeln der Naab- und Schwarzachtäler, im Lande der alten Marisker, liegt, weithin sichtbar an eine Anhöhe hingebaut, beherrscht von einem grauen fünfstürmigen Schlosse, die Stadt Bohenstrauß, vorzeiten Bohendresß genannt.

Es ist uraltes, noch heute bis zur Hälfte seiner Bodenfläche mit dunklen Forsten bedecktes Waldland, und die Siedlung, deren ursprünglicher Name nichts andres bedeutet als Fuchswald, lag wohl ehemals buchstäblich dort, wo die Füchse einander gute Nacht sagen — sie liegt auch heute noch nicht allzu ferne davon. Länder, Städte, Flecken und Dörfer samt ihren Bewohnern waren im alten Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation im Grunde nichts weiter als Handelsstücke der Großen, Bestandteile des Vermögens, die man mit gewappneter Hand erobert hatte, die man zu verpfänden und zu

verschachern oder im Angesichte des Todes unter die Söhne zu verteilen gewohnt war.

So wechselten auch die Herren von Bohenstrauß im Laufe der Jahrhunderte, wie die Wolken aufsteigen und wieder vergehen am ewigen Himmel, und bald in Frost und bald in Hitze, in Ruhe und Sicherheit, in Unruhe, Nöten und Ängsten wohnten die Menschen vom 12. bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts unter den Hoheitszeichen und Bögten elf verschiedener Dynastien.

Von Angst und Not der Untertanen erzählt auch ein vergilbtes Bohendresser Pergament aus dem Jahre 1412, das für die Geschichte unsrer Familie besonderen Belang hat.

Die Bürger des Marktes waren „durch Krieg und Unfrieden verbrennt, verderbt und zu großem Schaden gekommen“, und damit nun ihre Siedlung „wiedergebracht und gebaut“ werde, erlaubte der Herzog von Ingolstadt seinen Lieben und Getreuen, während der nächsten zehn Jahre Flüchtlinge jeder Art bei sich aufzunehmen, auch Schuldner, die in der Heimat ihre „redlichen Geldschulden“ nicht hatten bezahlen können; auch Totschläger, die sich ihres Lebens im Notkampf gewehrt hatten — nur keine „Brenner, Mörder, Räuber, Diebe und solch schädliche Leute“.

Ob der Markt dadurch wieder in die Höhe gekommen ist, verschweigt die Geschichte. Man möchte es billig bezweifeln. Denn es war keine günstige Zeit für friedlichen Aufbau. Die Not der Husitenkriege zog herauf, und bald nach Ablauf der zehn Freijahre wurden die Wittelsbacher mit dem Brandenburger Friedrich in Krieg verwickelt. Bohendresß aber fiel 1427 dem Hohenzollern anheim.

Es ist zu vermuten, daß auch damals noch, in der wilden Husitenzeit, der Markt als eine Freistätte galt, und in dieser Freistätte haben unsre Vorfahren ihre Zuflucht gefunden.

Bis zu dem großen Brande, der im Jahre 1763 Bohenstrauß von Grund aus zerstört hat, war in seiner alten Marienkirche der Grabstein des Flüchtlings Hans Sperl und seiner Gemahlin Katharina von Malowitz zu sehen, und im Jahre 1709 verewigte der erste Familienforscher des Geschlechts die Tatsache dieses Begräbnisses am Kopfe einer Stammtafel und bat die geistliche und weltliche Obrigkeit des Marktes um Beglaubigung durch Siegel und Unterschrift. Der schwere Grabstein ist längst von seiner Wand gerissen — er mag in der Grundmauer eines neu erstandenen Hauses oder in einem Wasserkanal stecken. Das leichte Papier

mit Schrift und Siegel hat allen Wechsel der Zeiten überdauert.

Ort der Bestattung und Name der Frau sind bedeutsam für die Herkunft des Mannes. Denn die Kirche war nach altem Brauche den Priestern und den Vornehmen als Ruhestätte vorbehalten. Die Herren von Malowiz aber gehören zum Uradel des alten Reiches und führen im blauen Schilde ein halbes weißes Ross mit blutigen Zügeln.

An dieses Wappen hat sich im Laufe der Jahrhunderte eine hübsche Sage geheftet. Als Kaiser Rothbart Mailand belagerte, ritt auch der Ahnherr der Malowize im Gefolge des Königs Wladislaw von Böhmen. Da unternahm eines Tags die Belagerten einen Ausfall und wurden nach hartem Kampfe wieder in die Stadt zurückgetrieben. An der Spitze der Verfolger jagte auf milchweißem Rosse der Malowiz über die Brücke durchs Thor. Im Gewinkel der Gassen kam es abermals zum Kampfe, die Kaiserlichen wurden geworfen und wandten sich zur Flucht. Malowiz, vordem der erste, gewann nun als letzter das Thor. Aber in dem Augenblick, als er hindurchjagte, rasselte hinter seinem Rücken das Fallgitter herab und schnitt sein Ross entzwei. Behend sprang der Ge-

wappnete auf die Füße und zerrte mit Riesenkräften das, was ihm von seinem treuen Tiere geblieben, an den Zügeln ins Lager. Da lobte ihn der Kaiser gar sehr und verlieh ihm das blutige Bild in sein Wappen. Und wenn das Märlein auch sicher nicht wahr ist, so ist's doch ergötzlich zu lesen. —

Auch der schwarzweiß geviertete Schild des Hohenzollern prangte nur kurze Zeit über Bohendresß. Im Jahre 1449 gedieh das Amt wieder an die Wittelsbacher. Und in ihrem Besitz ist es dann durch all die Jahrhunderte geblieben.

Gleich wie sich in alten Familien über lange Zeiten der Armut und Ohnmacht herüber von Geschlecht zu Geschlecht die Sage von einstigem Glück und Glanz vererben mag, so erzählt man sich auch in Bohendrauß heute noch geheimnisvolle Geschichten von einem alten Bohendresß, das eine große, große Stadt gewesen und im Husitenkriege verbrannt worden sei.

Daß es sich hier keineswegs um eine leere Sage handelt, daß Bohendresß im Mittelalter tatsächlich eine nicht unbedeutende Stadt gewesen sein muß, beweisen seine uralten Freiheiten, beweist der Wortlaut des zweitältesten auf uns gekommenen, mittelbar auf Kaiser Barbarossa zurückgehenden Freiheitsbriefes vom Jahre 1393.

Eng und armselig aber mochten um 1430 die Lebensverhältnisse in dem herabgekommenen Neste an der Nürnberg—Prager Straße gewesen sein. Eng und armselig blieben sie auch in den folgenden Zeiten. Denn das kleine Amt war von fremder Herren Ländern umschnürt und umschlossen, und weil also der Markt des kaufkräftigen Hinterlandes entbehrte, konnten seine Bürger, wie es in einer alten Aufzeichnung heißt, „schiefer kein Gewerbe und Handlung treiben“ und sahen sich auf den „lieben Feldbau“ und ein wenig Bierbrauen beschränkt. Dazu waren in diesen schindelgedeckten Siedlungen verheerende Brände an der Tagesordnung, und kaum hatte sich der Bürger in Friedenszeiten wieder ein wenig emporgearbeitet, so vernichtete auch schon das Feuer ohne Erbarmen den Fleiß von Jahrzehnten.

Was Wunder, wenn unsre Familiennachrichten im 15. Jahrhundert nur spärlich fließen, wenn uns nicht nur die älteste Heimat im Chamgau, sondern zuweilen auch das alte Bohendresß mit unsern Vorfahren in Qualm und Rauch gehüllt erscheinen möchte.

Wir wissen nicht, mit welcher Handlung sich die Flüchtlinge nährten, wie sie sich ausbreiteten, in welche Geschlechter sie heirateten.

Kurz und bündig sagt eine zu Anfang des 18. Jahrhunderts geschriebene Stammtafel: vitam burgensem colere coacti sunt — sie waren ein bürgerlich Leben zu führen gezwungen.

Aber alle Nachrichten, die sich an vereinzelte Träger unsers Namens knüpfen, bezeugen, daß sich das Geschlecht in Bohendresß und in dem benachbarten landgräflichen Leuchtenberg doch bald wieder zu einem gewissen Wohlstande emporgearbeitet hatte.

So erscheint Hans Sperel im Jahre 1493 in einer Gerichtsurkunde der Herrschaft Pfreimd als Urteilsprecher; Peter Sperl gehört um 1495 dem Räte zu Bohendresß an; Görg Sperlin (auch Sperl) ist ebenfalls Ratsbürger in Bohendresß und Probst des Gotteshauses; Matthes Sperl (auch Sperlin) amtiert 1530 als Ratsbürger und Pflegamtsverweser in Leuchtenberg; und Hans Sperl, ein Bürger in Leuchtenberg, siegelt 1568 mit dem Falkenwappen. —

Wenn Bohendresß in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters von einer Hand in die andre gegangen ist und somit des Segens einer stetigen Entwicklung unter einem angestammten, mit Land und Leuten verwachsenen Herrscherhause völlig entbehrt hat, so erlebten seine Bürger als Untertanen der Herzöge von Pfalz-Neuburg

von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum großen, alles verheerenden Kriege Zeiten äußeren Friedens und eines glücklichen Daseins, soweit dies eben auf dieser jammervollen Erde überhaupt möglich ist.

Kurfürst Ottheinrich von der Pfalz, der Landesherr von Böhendresß, hat nach Viktor von Scheffel reblem gesagt, eine verächtliche Äußerung über die pfälzischen Weine getan und deshalb eine Fahrt nach Jerusalem unternommen. Damit war aber das Maß seiner Taten keineswegs erschöpft. Denn er hat zum Beispiel auch vier Jahre vor Luthers Tode der Reformation in seinen Landen zum Siege verholfen.

Damals sind auch unsre Vorfahren in Böhendresß lutherisch geworden, und fast alle ihre Nachkommen sind gut lutherisch geblieben bis auf den heutigen Tag. Und deshalb freut es mich immer ganz besonders, daß unter den Abgeordneten der Städte auch mein Ahnherr Hans Sperl zum bedeutungsvollen jungpfälzischen Landtag des Jahres 1555 geritten ist und mit-handelnd zugegen war, als Pfalzgraf Wolfgang, Ottheinrichs Erbe, den Ständen in feierlicher Urkunde den Schutz „der wahren christlichen Religion und apostolischen Lehre“ versprach und gelobte.

Dieser Hans Sperl war im Jahre 1525 geboren, wurde nicht lange nach jenem Landtage Bürgermeister, später auch Kirchenpropst und Zensor und starb im Jahre 1588. Mit ihm beginnt die ununterbrochene Stammreihe unsrer Vorfahren. Er ist aber auch der erste unsrer Väter, von dem wir bestimmt wissen, daß er einem Wittelsbacher den Treueid geleistet hat. —

Das Leben eines Volkes verläuft nach bestimmten Gesetzen. Aber die Vollstrecker dieser Gesetze sind letzten Endes niemals die Massen selbst, sondern immer nur einzelne Persönlichkeiten. Von solchen Persönlichkeiten gehen geheimnisvolle Wirkungen aus — Wirkungen des Guten wie des Bösen — und strahlen weit über die kurze Dauer ihrer Leiblichkeit in dunkelferne Zeiten hinaus. Und die Wirkungen des Guten erweisen sich zuletzt doch immer als die stärkeren; denn das Ziel des Guten ist nicht das arme diesseitige Leben, sondern das ferne Ufer einer jenseitigen Welt. Und wenn auch im Kampfe zwischen Gut und Böse das Lebenswerk der Rechtschaffenen oft scheinbar elend zugrunde geht — sie haben doch niemals umsonst gelebt noch vergeblich gearbeitet. Die Energie ihres Erdendaseins pflanzt sich fort, löst immer

neue Kräfte aus und schafft weiter an einem unsichtbaren Gewebe.

Schon unter Herzog Wolfgang war die Junge Pfalz zu einer Hochburg des Luthertums geworden. Unter seinem Sohne Philipp Ludwig (1569—1614) wurde sie — man darf das ohne Einschränkung behaupten — zum evangelischen Musterstaate.

Freilich blickt uns Spätgeborene dieses mittelalterliche Gebilde protestantischer Prägung seltsam genug an. Auf dem Throne ein mit der weltlichen Wissenschaft seiner Zeit ausgerüsteter, aber vor allem theologisch geschulter und gerichteter Fürst. Ein starrer Anhänger des großen Reformators und ein kindlich frommer Mensch. Hohem Glanz und Prunk abgeneigt und im Gegensatz zu seinem schwelgerischen Zeitalter von auffallender Mäßigkeit. (Wobei den Zeitgenossen bezeichnenderweise schon die Tatsache auffällt, daß sich ein solcher Herr beim Mittagsmahle mit einer bayrischen Maß Wein begnügt.) Ein Arbeiter, dessen Fleiß alle seine Beamten beschämt. Nicht hochbegabt, aber klug; ernstgesinnt, aber nicht griesgrämig. Immer durchdrungen vom Gefühle göttlichen Auftrages. Seine Gehilfen: die Theologen und Juristen des hohen Kirchenrates, die Pfarrer in den Städten,

Märkten, Dörfern, die Amtleute, Pfleger, Richter, Ungelster und nicht zuletzt die in jedem Gemeinwesen aus freier Wahl hervorgegangenen ehrbaren Sittenrichter, die Zensoren, denen es obliegt, in öffentlicher Weise über das Leben des Volkes zu wachen, die Ehen, die Haushaltungen, den Kirchenbesuch, das öffentliche Leben zu beaufsichtigen. Unter einem derart absoluten Regiment das ständisch gegliederte Volk; das Leben jedes einzelnen von der Geburt bis zum letzten Atemzuge auf Grund des Gotteswortes und der pfalz-neuburgischen Kirchenordnung geregelt.

Das berührt seltsam genug. Und doch, alle Zeugnisse sprechen dafür, daß das von Luther der weltlichen Obrigkeit übergebene Kirchenregiment in den Händen eines Philipp Ludwig zum Segen für das mittelalterlich rohe Volk geworden ist. Und man darf nicht verkennen: es waren hohe Gesichtspunkte, nach denen regiert wurde, es waren Ideale, die der Vornehme wie das ärmste Bäuerlein als Leitsterne der Staatsräson über sich zu schauen gewohnt war.

Aber freilich, dieselbe auf den Augsburger Religionsfrieden gegründete Rechtsbefugnis, kraft deren ein Philipp Ludwig sein Volk heben und veredeln durfte, hat es hernachmals dem abtrünnigen Sohne ermöglicht, unsägliches Unglück

über das gleiche Land zu bringen, aus dem protestantischen Musterstaate den jesuitischen Polizeistaat zu machen nach dem Vorbilde des altbayerischen.

Die Weltabgeschiedenheit, der herbe Reiz der waldumschlossenen Landschaft von Böhendresß, die ragenden Schlösser und Burgen, die Bergegipfel mit unermeslichem Fernblick, die tief eingeschnittenen Waldtäler mit den klaren dunkelbraunen Gewässern, die schwermütigen Teiche, alles, was uns Spätgeborenen so lieb ist, hatte für den Menschen des 16. Jahrhunderts, mochte er auch noch so sehr an seiner Heimat hängen, geringen Reiz.

Die Abgeschiedenheit legte ihm Entbehrungen aller Art auf, und die Straßen, die ihn mit der Außenwelt verbinden sollten, waren böse wie alle Straßen im Heiligen Römischen Reich. Zweckloses Wandern aber durch die Wälder, sinniger Naturgenuß war ihm unbekannt. Solches Wandern wäre zudem kaum allzeit ratsam gewesen. Denn waren auch die Straßen böse, so liefen auf ihnen doch zahllose landfahrende Leute, Zigeuner und andres Gesindel. Ja, es hielt sich wohl auch einmal ein „abgesagter Feind“ der Bürgerschaft im Böhmerwald auf und bedrohte

ihre Siedlung offenkundig mit Brand. Mochte auch aus diesem Böhmerwalde gar oft ein reißen-der Wolf herüberwechseln; wo doch sogar in der Wildnis bei Flossenbürg noch Anno 1587 solche Schädlinge hausten.

Also begann in gewissem Sinne nicht weit vor den Toren des Marktes die Fremde. Und wenn dieser Markt nur auch richtige Tore und feste Mauern gehabt hätte! Aber da war fast nichts mehr von der alten Wehrhaftigkeit der einstigen Stadt zu sehen, und obgleich die Bürger eifersüchtig darüber wachten, daß man sie nicht etwa für Bauern und ihren Markt für ein Dorf hielte, so mußten sie doch im Jahre 1562, „als sich die Läufe im Heiligen Römischen Reich so seltsam und besorglich erzeugten“, dem Landesherrn klagen, daß sie nicht mehr als acht Doppelhaken und außerdem nur Halbhaken und Handbüchsen besäßen. Sie vermöchten mit dieser Wehr nicht der geringsten Gewalt zu widerstehen. Denn ihr Markt sei ganz bloß gelegen, mit keiner Mauer umgeben, sondern allenthalben offen, zudem auch weder mit Kriegsrüstung noch mit Kriegsvolk ausgestattet. Die Zahl der Bürger betrage kaum hundert, und von diesen verstünden sich kaum dreißig auf Kriegsbrauch. Sie seien aber in solchen Fällen immer vom Landschreiber

in Weiden mit Pulver und Blei versehen worden und bäten, daß man ihnen auch jetzt auf diesem Wege solches zukommen lasse.

Zum Glück blieb der Friede erhalten. Aber mit Genugtuung können wir feststellen, daß unter den mit Kriegsbrauch bekannten und deshalb mit Hellebarde und Harnisch bewaffneten Bürgern in einem Verzeichnisse jener Zeit Philipp Sperl und Hans Sperl der Jung noch außerdem mit einem langen Rohr und einer Seitenwehr, und Hans Sperl der Alte, unser Ahnherr, mit Seitenwehre und langem Spieß aufmarschieren. Also — richtige Spießer.

Das Bohendresß des 16. Jahrhunderts war ein Nest von etwa 130 Herdstätten; ein Ackerstädtchen wie so viele andre auch. Es schwamm bei Regenwetter in Rot und stäubte im Brande der Sonne; denn es entbehrte bis gegen Ende des Jahrhunderts auch des bescheidensten fagenköpfigen Pflasters. Und wenn es sich doch wieder gar sehr von einem großen Dorf unterschied, so waren's die uralten, immerfort erneuerten Stadtrechte, nach denen sich die Bürger regierten; so waren's die regelmäßigen Märkte, die ihnen Geld einbrachten, die mannigfachen Gewerbe, die sie betrieben, vor allem das Bierbrauen, das

ihnen gute Einkünfte verschaffte; so war's der ehrenfeste Bürgerstolz, den sie sich über alles Elend der Zeiten hinweg bewahrt hatten; so war's nicht zuletzt ein wohlgeordnetes Schulwesen, das ihren Kindern eine gewisse Bildung vermittelte, ihren Gesichtskreis erweiterte und sie tüchtig machte für den Kampf des Lebens.

Schon Pfalzgraf Wolfgang hatte der Jugend sein besonderes Augenmerk zugewendet und im Jahre 1558 angeordnet, daß in jedem größeren Dorfe eine deutsche Schule bestehen müsse.

Daneben finden wir in allen jungpfälzischen Städtchen und Märkten Trivial- oder Lateinschulen, die unstreitig nicht nur als Pflanzstätten einer Gelehrtenbildung, sondern vornehmlich als Bürgerschulen von großem Einfluß auf weite Volksschichten geworden sind.

So besaß auch Bohendresß eine deutsche und eine lateinische Schule.

Eine Schulordnung vom Jahre 1597 stellt für die deutsche Schule in der Form von zehn Geboten Grundsätze auf, unter denen besonders bezeichnend das neunte Gebot ist: „Es soll kein Schüler ohne Erlaubnis des Schulmeisters spielen. Auch im Sommer nicht im kalten Wasser baden, noch im Winter auf dem Schlitten oder Eis fahren oder rentscheln. Wer hiewider handelt, soll gezüchtigt werden.“

Für die Wandervogelbewegung hätte demnach den Leuten des 16. Jahrhunderts das Verständnis vollkommen gefehlt.

Die lateinische Schule führte die Schüler in drei Klassen bis zum Verständnis der Episteln Ciceros und zur Lektüre des Terenz, und der Unterricht wurde in der Oberklasse schon in lateinischer Sprache erteilt. Was sagen dazu die modernen Philologen?

Freilich stak trotz Schule und Kirche das Volk noch tief im Aberglauben, und nicht nur in den Hütten der Kleinen, sondern auch in den Köpfen der Vornehmen spukte es zuzeiten gewaltig.

Deshalb bildete die Frage nach Zauberei und dergleichen einen immer wiederkehrenden Bestandteil der jährlichen Kirchenvisitationen. Und bei solchen Gelegenheiten kamen gar seltsame Dinge zutage.

So hörte man wiederholt, daß in Frauenberg, drüben im Böhmischen, etliche „Segnerinnen und Zauberinnen“ wohnten, die von den Leuten in Notfällen um Hilfe angelaufen wurden — namentlich von solchen, die durch Diebstahl geschädigt waren.

Weiter: Eines Tags sah die Frau des Schul-

meisters im benachbarten Altenstadt, wie ein Weib, die Schüsselhenslin genannt, auf verdächtige Weise eine Flüssigkeit vor das Türlein am Pfarrhof schüttete. Als hierauf ihr Mann zum Pfarrer wollte, bat sie ihn, er möge doch nicht zum Türlein, sondern beim Brunnen hineingehen. Der Fall kam vor den Bisitator, und die Schüsselhenslin gestand, sie habe allerdings den Harn ihres franken Mannes am Pfarrhaustürlein in Form von drei Kreuzen auf die Erde geschüttet, damit der Priester daran vorbeigehen müsse. Ein gewisser Hans Wilhelm habe ihr solches als Mittel zur Genesung ihres Mannes geraten. Der Pfarrer aber bekannte, er habe seitdem mit „einer derartigen Krankheit“ zu tun, daß es auch nach Meinung der Leute „allerdings nicht recht zugehe“!

Und was wollte man von einer Schüsselhenslin erwarten, wenn sogar von einer vornehmen Frau wie der alten Schirndingerin, der Hausfrau des edeln und besten Pflegers Schirndinger zu Flossenbürg, solch ein Geschichtchen erzählt wurde: Als diese im Jahre 1587 mit ihrem Manne nach Püchersreut abziehen wollte, kam ihr beim Einpacken ein Stückchen Leinwand abhanden. Da zündete sie in des Teufels Namen unter freiem Himmel ein Feuer an, setzte eine

Pfanne darauf, warf einen Knollen Schmalz hinein und ließ das ganze Gesinde, etwa elf Manns- und Weibspersonen, sich im Kreise aufstellen. Dann warf sie jeweils unter namentlichem Aufruf eines der Anwesenden ein geheimnisvolles „wintergrünes“ Kräutlein in das siedende Schmalz und wartete, bei welchem Namen es wieder herausspringe. Aber sie wartete vergeblich. Da rieten ihr die Umstehenden, sie möge doch auf ihren eigenen Namen ein Kräutlein hineinwerfen lassen. Und siehe, sogleich sprang das Kräutlein heraus, und als sie näher nachsuchte, fand sich die Leinwand unter den schon eingepackten Gewändern.

Einen unerbittlichen Kampf gegen solchen Blödsinn führten die Visitatoren. Es war vergeblich. Er wurzelte allzu tief in der menschlichen Natur. Und heute? Die Bohendresser liefen zu den Segnerinnen nach Böhmen. Leute des 20. Jahrhunderts laufen zu den Spiritisten, lesen in den nur ihnen und Rudolf Steiner sichtbaren Urkunden des Weltenäthers. Und sehen, wie weiland Wallenstein die Sterne, um so heller, je dunkler die Zeit ist.

Seine Obrigkeit, mit deren Zustimmung den Kindern zur Sommerszeit das Baden im Freien und im langen nordgauischen Winter das Rodeln

und Kentscheln untersagt war, bewachte selbstverständlich auch die Bergnügungen der Erwachsenen mit scharfen Augen.

Wie allerorten, so kam in Bohendresß die erwachsene Jugend zur Winterszeit in den Kockenstuben zusammen, und es lag in der Natur der Sache, daß bei diesen Gelegenheiten mancher Unfug geübt wurde. Daher befahl die Obrigkeit, auch diese alte Sitte auszurotten. Da unternahm die Gemeinde im Jahre 1585 einen schüchternen Versuch, die Wiedereinführung zu erwirken: „Wollte gern, daß man ließ' etliche Maid zusammengehen wegen der Licht.“ Und wenn auch der Bisitator pflichtgemäß auf der Abschaffung beharrte, so war doch die Gewohnheit zu tief eingewurzelt, und treuherzig berichteten im folgenden Jahre die Zensoren, man habe nicht gehört, daß sich dabei etwas Besonderes zugegetragen hätte. Nun ging der Bisitator schärfer vor, und im Jahre 1588 wurde allen, die solche Zusammenkünfte in ihrem Hause begünstigt hatten, die ungeheuerliche Strafe von zehn Gulden auferlegt, dem nachsichtigen Richter Georg Sperl aber eine Buße von fünfzig Gulden angedroht. Da verschwanden die Kockenstuben allerdings aus den Bisitationsberichten. Ob sie tatsächlich verschwunden sind, wissen wir nicht.

Auch Tanzbelustigungen waren im allgemeinen verpönt. Dafür lief dann das Gesinde wohl auf einen fremden Tanzboden ins „Ausland“, etwa eine halbe Stunde weit nach Waldau ins Kurpfälzische hinüber. Und in der nüchternen Erkenntnis, daß man die Tanzlust doch nicht ganz unterdrücken könne, genehmigte der Richter von Zeit zu Zeit einen Sonntagstanz in Ehren. Weshalb er sich im Jahre 1599 vor den Visi- tator gezogen und strengstens an seine Pflicht erinnert sehen mußte.

Für den Druck und den Zwang, der auf dem Alltagsleben lastete, entschädigte sich aber die Menschheit bei festlichen Gelegenheiten, namentlich bei Hochzeiten, mit unmäßigem Essen und Trinken, Tanzen und Spielen. Besonderen Aufwand trieben hierbei die Bürger des benachbarten Marktes Floss. Aber ähnlich ging es auch in Bohendresch hoch her. Schon zum Heiratstag, das ist zur Verlobungsfeier, lud man zwei, drei, vier und noch mehr Tische voll ein und bewirtete die Gäste zwei bis drei Tage lang. Die Hochzeit selbst aber mußte vier, ja fünf Tage währen, und es kam vor, daß die Menge der Geladenen an acht bis zehn Tischen kaum Platz fand. Sogar Kindstaufen wurden wenigstens zwei Tage und Nächte hindurch gefeiert. Außerdem gab es noch

besondere „Ladschaften“, die man Krolaß nannte, und auch bei diesen war Böllerei gang und gäbe. Wurde aber ein Bürger zum erstenmal in den Rat gewählt, dann fühlte er sich zur Spendung eines zweitägigen „Ratsmahles“ verpflichtet. Am ersten Tage kam der Bürgermeister mit den Ratsbürgern des Inneren und Äußeren Rates, kamen der Geistliche, der Richter und der Gerichtsschreiber zum Essen und Trinken zusammen. Am andern Tage tafelten die Weiber, denen sich auch wieder ein Teil der Männer beigesellte, bis tief in die Nacht. Wurde endlich zu Michaelis die gewöhnliche große Ratswahl abgehalten, dann versammelten sich die Ratsbürger zu einem „Ratswahlmahl“, dessen Kosten man klugerweise aus Gemeindemitteln bestritt.

All das kam bei der Visitation zur Sprache und wurde teilweise gar ernstlich gerügt.

Freilich, die oberste Schicht der Bevölkerung gab auch nicht immer das Beispiel einfacher Lebensführung. Als Herzog Friedrich, der Landesherr von Bohendresß, in Ansbach Hochzeit feierte, verzehrte die geladene Gesellschaft, zu der auch Richter und Gerichtsschreiber von Bohendresß gehörten, 129^{1/2} ungarische Ochsen, 1421 Kälber, 694 Kapauen, 385 Lämmer, 96 Mastschweine, 89 Spanferkel, 133 Hirsche, 246 Rehe, 23 Wild-

schweine, 26432 Schock Eier (1 585 920 Stück), 4292 Nürnberger Pfefferkuchen; und die Tag und Nacht brennenden Herdfeuer verschlangen 132 Klafter Holz. — In einem Visitationsprotokoll des Jahres 1599 aber heißt es: „Die Edelleut von Reizenstein vertun in diesem Markt (Bohendresß) viel Geld, führen einen sehr großen Pracht, also, daß sie oft drei Trompeter bei sich haben.“ Weil jedoch beide „beheiratet“, das ist verlobt waren, gab man sich der tröstlichen Hoffnung hin, sie würden sich bessern und in Zukunft gehorsamer sein.

Im Jahre 1585 trat Pfalzgraf Friedrich unter der Oberhoheit seines Bruders Philipp Ludwig von Neuburg die Regierung seines Ländchens an. Er residierte zunächst im Schlosse zu Weiden. Aber noch vor seiner Vermählung begann er, sich ein Schloß in Bohendresß zu bauen.

Es war von vornherein anzunehmen, daß dem kleinen Markte aus diesem Vorhaben ganz bedeutende Vorteile erwachsen mußten. Deshalb leisteten auch die Bürger mit Spann- und Handscharwerk fünf Jahre lang Menschenmögliches — freilich nicht ohne Murren und zuweilen unter hartem Zwang. Und sie waren doch sehr stolz, als endlich eine gewaltige, dreigeschoßige Burg im Stil der deutschen Renaissance mit hohem,

steilem Dach und wellenförmigen Treppengiebeln den sanft ansteigenden Markt krönte, vornehm anzusehen mit ihren vier runden Ecktürmen und dem überragenden Frontturm, wohlbefestigt mit Ringmauern und Türmen. Und als der Herzog mit seiner jungen Frau und zwei unvermählten Schwägerinnen seinen Einzug hielt, kamen im Gefolge der Fürstlichkeiten: ein Hofmeister, ein Kanzleirat, ein Burgvogt, drei Hofjunker, zwei Kammerjungfrauen (Hofdamen), vier Kanzleibeamte, dreißig Diener, Knechte, Mägde und Handwerker — der ganze Troß einer kleinen Hofhaltung.

Der Markt war fast über Nacht ein herzoglicher Residenzort geworden.

Wie sich das Leben an diesem Höfchen abgespielt hat, wissen wir nicht. Aber da kommt uns eine Hofordnung zu Hilfe, die der ältere Bruder Herzog Friedrichs, Herzog Ottheinrich von Sulzbach, im Jahre 1583 seinem auch nicht sehr viel größeren Hofstaate gegeben hat. Dort ist manches Ergötzliche zu lesen, wie zum Beispiel:

Das Hofgesinde hatte sich mit den herzoglichen Amtleuten und Prädikanten, desgleichen mit der Bürgerschaft, den Inwohnern und Untertanen friedlich zu halten. Das Hofgesinde, Edel und Unedel, sollte sich enthalten, „nachts unzüchtiglich auf den Gassen zu gehen, sonderlich

nach neun Uhr mit Pfeifen, Trommeln und dergleichen, auch mit Tuschzen und andern Geschreien sich auf der Gasse nicht finden lassen". — „Item wir wollen auch, daß sich ein jeder nicht allein in unsrer Eßstuben oder Saal, sondern auch anderstwo, da man zu essen pflegt, ob den Mahlzeiten züchtig halte und nicht allein in Zeit des Vor- und Nachgebets, sondern auch am Aus- und Eingehen züchtig und still sei. Und so einer mit dem andern zu reden hätte, soll er das heimlich und ohne laut Geschrei verrichten und sonderlich sich ein jeder enthalten, von dem Tisch, da er sitzt, über einen andern Tisch zu reden. Es soll auch ein jeder seinen Rock über Tisch anbehalten und des Schreiens, auch Hochmutens, als mit Zerstoßung des Silbergeschirrs, Zinns, Blechs und dergleichen, auch mit Hin- und Widerwerfen der Wein und Verschüttung des Getränks sich gänzlich enthalten, und so der Hofmeister, Küchenschreiber oder ein Wächter nach der Danksagung klopfen würde, solle jedermann alsobald vom Tisch aufstehen und sich zu seinem Dienst oder Geschäften verfügen.“

Der Bürgermeister Hans Sperl, der im Jahre 1555 dem Landtage zu Neuburg beigewohnt hatte, war einer der behäbigeren

Bürger von Bohendresß. Er besaß siebzehn Tagewerk Felder und Wiesen, einen „Holzwachs“ und etliche Weiher. In seinem Stalle standen zwei Pferde und dreizehn Stück Hornvieh. Drei Dienstboten halfen im Hause und auf dem Felde.

Er hinterließ drei Kinder: zwei Söhne, Georg und Hans, und eine Tochter mit Namen Helene.

Hans, der jüngere Sohn, war verheiratet, ließ sich aber von seiner übel beleumundeten Frau scheiden, verfiel in eine langwierige Krankheit, erlitt dauernden Schaden an seiner Gesundheit und „wußte nit allemal, was er tat“. Im Jahre 1620 erlöste ihn der Tod.

Helene Sperl war mit dem Landsassen Martin Haubmer auf Schloß Altenstadt bei Bohendresß vermählt. Das ehrwürdige, in seiner schlichten Art reizende Dorfkirchlein birgt heute noch ein Grabdenkmal, das die Witwe Helene ihrem frühverstorbenen Gatten gestiftet hat. Es zeigt kniend zur Rechten und Linken eines Kreuzifixus den Landsassen mit sechs Söhnen, seine beiden Frauen und sechs Töchter. Das Kreuz wächst zwischen dem Haubmerschen und Sperlschen Wappen empor. Der für das Todesjahr der Stifterin ausgesparte Raum im Texte ist für immer frei geblieben. Sie mag in den Wirren des großen Krieges gestorben sein.

Im Giebelfelde des Denkmals ruht ein schlafender Genius, der den rechten Arm auf einen Totenkopf stützt und in der linken Hand ein Stundenglas hält. Darüber steht:

Heut mir Morgen Dir.

Darunter:

Vier Ding, o Mensch, trag stets im Herzen
 Dein Tod das lezt Gericht ohn scherzen
 Der Hellen Qual des himmels Freud
 O ewig wie eine lange Zeit! Bedencks End.

Georg Sperl war im Jahre 1560 geboren, besuchte vermutlich die Lateinschule und betrieb zunächst ein bürgerliches Gewerbe, wahrscheinlich die Tuchmacherei. In einem Alter von achtundzwanzig Jahren wurde er vom Herzog Friedrich zum Richter ernannt.

Der Kreis seiner Amtspflichten umfaßte die Rechtspflege und die Handhabung der Polizei, namentlich die Aufsicht über die Fleischer und Bäcker. Er bezog kein festes Gehalt, sondern war nach mittelalterlichem Herkommen auf Bezüge verschiedener Art angewiesen. Er wohnte in einem Amtshause, und vier Höfe in Altens-
 stadt mußten ihm jährlich 16 Laib Käse, 120 Eier und 4 Gulden 30 Kreuzer bares Geld liefern. Zu Weihnachten gab ihm jeder Fleischer 9 Heller oder einen Schweinebraten, jeder Bäcker eine

Weihnachtssemmel, jeder Krämer ein halbes Lot Pfeffer, jeder Pfragner ein Huhn und drei Pfennige. Die Bürgerschaft leistete ihm bei der Bestellung seiner Felder Spanndienste. Von allen Gerichtsgefällen aber, auch den Strafgebern, floß ein Drittel in seine Tasche. Das Ziel seiner Tätigkeit war also ohne Zweifel die Verminderung der Übeltaten. Aber je rechtschaffener die Untertanen wandelten, desto knapper wurden seine Einkünfte; je wackerer sie sündigten, desto reicher blühte sein Weizen. Seltsamer Zwiespalt im Dasein eines Richters der guten alten Zeit!

Georg Sperl war ein tatkräftiger Mann, er ist der erste unsrer Vorfahren, von dessen Persönlichkeit wir nähere Kenntniß haben.

Vor der Kirchenvisitation des Jahres 1604 lobten die Zensoren seine wahre Gottseligkeit und bezeugten, „daß er über guter Ordnung steif halte, die Gerechtigkeit fördere und dem Pfarramte die Hand biete“. Er geriet aber auch zuweilen als herzoglicher Beamter mit der Bürgerschaft in schwere Kämpfe, die er ausfechten mußte, obgleich das Recht augenscheinlich nicht auf seiten der Herrschaft war. So sah er sich schon während des Baues der Friedrichsburg dann und wann gezwungen, die Wider-

spenstigsten der mit Frondiensten überladenen Untertanen ins Gefängnis zu stecken. Und als nach Herzog Friedrichs Tode seine Witwe ihren Viehstand ins Ungemessene vermehrte und das Weideland der Gemeinde ungebührlich beanspruchte, kam es zur offenen Empörung, und die Bürger warfen vorübergehend Sperls Schwager zum Richter auf.

Bei Herzog Friedrich stand Georg in hoher Gunst, und seiner Fürsprache verdankte er, daß ihm Herzog Philipp Ludwig im Jahre 1594 eine Wappenbefreiung und damit die Siegelfähigkeit verlieh. Aber freilich konnte und wollte der Landesherr seinem Richter, der eben doch halb Beamter, halb Ackerbürger war, nicht ohne weiteres das alte, nur leider böß verblaßte Wappen des Geschlechts, den goldenen flugbereiten Falken auf dem Dreieck im blauen Schilde, mit dem Georg Sperl noch seine Bittgesuche gesiegelt hatte, bestätigen. Und so verwandelte sich in der Hofkanzlei zu Neuburg der Falke in einen bescheidenen Sperber, der „mit zugetanen Flügeln und gegen den Schild gerichtetem Leib“ verärgert auf einem Zwerchbalken steht. Diese Stellung des Wappentieres widerspricht allen Regeln der Heraldik. Aber man mußte sich wohl oder übel mit einer Ver-

schlechterung abfinden und legte ihr später sogar, vielleicht nicht mit Unrecht, etwas Geheimnisvolles unter. So heißt es in einer alten Familienchronik, das solle „die Verlassung derer Güter von denen Vorfahren anzeigen“.

Es gäbe aber auch noch eine andre, freilich etwas derbere Deutung des der Welt den Rücken kehrenden Wappentieres. Und ich gestehe, daß ich mir den daraus abzuleitenden Wappenspruch schon in manchen Lebenslagen zu eigen gemacht habe.

Mit dieser Fürsprache waren die Gunstbezeigungen Herzog Friedrichs noch nicht erschöpft. Er verlieh seinem Richter auch einen goldenen Gnadenpfennig — was etwa einer Ordensverleihung vierter Verdünnung der späteren Zeit entsprach — und hob ihm einen Sohn aus der Taufe. —

Es ist eine merkwürdige, traurige Erscheinung, daß in früheren Jahrhunderten der Verbrauch der Frauen ein ungleich stärkerer als heutzutage gewesen ist. Die hygienischen Ursachen liegen auf der Hand und bedürfen keiner weiteren Erörterung.

Georg Sperl war viermal vermählt, und seine drei ersten Frauen entstammten sehr angesehenen Geschlechtern. Mit Margareta Eben-

burger, Tochter des landgräflichen Pflegers in Reimling, zeugte er eine Tochter und zwei Söhne. Sie starb 1594, und nicht ganz neun Monate danach führte er eine Tochter des oberpfälzischen Kommissarius und Bürgermeisters von Amberg, Leonhard Graf, als Gattin heim. Auch diese starb nach vier Jahren. Vermutlich an Tuberkulose. Denn ihr einziger Sohn, eben derjenige, den Herzog Friedrich aus der Taufe gehoben hatte, erreichte auch nur ein Alter von 23 Jahren und starb an der Schwindsucht. Die Ehe mit der dritten Frau, Elisabeth Urban, der Witwe eines Sulzbacher Ratsbürgers namens Birnhirn und Schwester eines Magisters in Lengsfeld, gestaltete sich unglücklich. Die Stiefmutter behandelte seine Kinder unfreundlich, und in der Kirchenvisitation wurde ihm vorgeworfen, er hause übel und schlage tapfer zu, weshalb er auch von der Herzoginwitwe durch Hofmeister, Pfleger und Superintendent einen scharfen Verweis erhalten habe. Zugleich aber wurde betont, daß er Predigt und Abendmahl fleißig besuche und „scharfe Disziplin“ halte. Im Jahre 1607 bekam er dann eine bessere Ehenote. Es heißt, der Richter fürchte sich vor der angedrohten Strafe und hause etwas freundlicher mit seinem Weibe. Aber trotzdem hatte die Ehe keinen Be-

stand, und Frau Elisabeth zog sich nach Sulzbach zurück, wo sie nach langer Zeit starb. Zwei Jahre nach ihrem Tode griff der alte Mann noch einmal in die Urne der Ehelose und führte eine Pfarrerswitwe heim. Ob er das Glück endlich bei der vierten gefunden hat, wissen wir nicht zu sagen.

Sophia Sperl, eine Tochter des Richters, war um das Jahr 1622 mit Susanne Pirckh aus dem alten oberpfälzischen Geschlecht der Pirckher von Pirckh Hofjungfrau bei der Herzogin von Sulzbach — Hofdame würde man heute sagen. Und um das Jahr 1630 diente einer ihrer Vettern, Hans Sperl, als Leutnant in der Garde des Herzogs.

Es war eine seltsame Mischung von Erdgeruch und Hofluft, in der die einzelnen Glieder dieser Familie bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein ihr eng umfriedigtes Dasein führten — *vitam burgensem colere coacti*.

Im großen Kriege verarmt

Es ist ein Naturgesetz, daß der Flut die Ebbe folgt. So kam auf die Sturmflut der Reformation um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die katholische Reaktion. Das Tridentiner Konzil schuf der römischen Kirche einen „klaren, zweifellosen Rechtsboden“ und legte guten Grund für eine Erneuerung von innen heraus, deren Notwendigkeit wohl von keinem einsichtsvollen Katholiken geleugnet werden konnte. Sobald aber dadurch ein Zusammenschluß der Kräfte erreicht war, mußte ein Zeitalter anbrechen, in dem die verdrängte alte Kirche mit allen Machtmitteln die Rückeroberung des verlorenen Bodens in Angriff nahm.

Das führte zum Dreißigjährigen Krieg. —

Hinter den hohen düsteren Waldbergen, die gleich einem langgestreckten Wall die Landschaft östlich von Bohenstrauß abschließen, zog sich das beispiellose Wetter zusammen, das dreißig Jahre hindurch in immer neuen Entladungen über dem unglückseligen Deutschland wüthen und es von Grund aus verwüsten sollte.

Die aufständischen Böhmen wählten Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz, den Herrn der benachbarten Oberpfalz, zu ihrem König, und am 8. November 1620 schlug der kaiserlich-ligistische Feldherr Tilly auf dem Weißen Berge bei Prag das Heer dieses kläglichen Königs aufs Haupt.

Bergeblich leistete Friedrichs Unterfeldherr, der Graf von Mansfeld, in Pilsen und etlichen andern im Nordwesten des Landes gelegenen festen Plätzen noch einigen Widerstand. Schon im Februar des Jahres 1621 mußte er weichen und kam zunächst mit tausend Reitern über Bärnau nach Neustadt a. d. Waldnaab, in die Nachbarschaft von Bohenstrauß. In der Absicht, ein neues Heer zu werben und mit diesem das Stammland seines Fürsten zu verteidigen, zog er die Reste seiner Truppen in der nördlichen Oberpfalz zusammen, die er von Tilly bedroht sah.

Im Freundesland lagen die Mansfeldischen Söldner, aber sie hausten wie Feinde mit Plündern und Rauben unter dem wehrlosen Volke, das sie zu schützen bestimmt waren, und die Befehlshaber waren theils zu schwach, die Greuelthaten zu verhindern, theils wohl selber von üblem Willen beseelt.

Auch das Gebiet der von kurfürstlichen Landen umschlossenen Jungen Pfalz hatte schwer zu

leiden, und Tag und Nacht kamen die Amtleute nimmer zur Ruhe.

Der Pfleger des Amtes floß verlegte seinen Sitz in die Friedrichsburg ob Bohenstrauß und sah sein Heil darin, daß er sich möglichst gut mit Mansfeld und seinen Offizieren stellte. Das gelang ihm auch, und als am 28. Juli 1621 eine Horde von dreihundert Reitern plündernd in Altenstadt einfiel, kam auf den Hilferuf des Richters Georg Sperl der Graf von Mansfeld selbst geritten und verfolgte gemeinsam mit jenem die Übeltäter bis nach Pleistein, wo er rasche Justiz übte. Dann aber trug er dem Richter auf, er möge sich wohl vorsehen, und wenn sich sein Soldatenvolk in Zukunft dergleichen Gewalttat zuschulden kommen ließe, so solle er sich verteidigen und ihnen Abbruch tun, so gut er vermöchte. Und könne man die Plünderer nicht lebendig, so solle man sie tot einliefern.

Weil aber solche Gunst kriegerischer Machthaber nicht wohl umsonst zu erlangen war, mußte auch der gute Wille des edlen Grafen und seiner Offiziere durch regelmäßige Gastereien und Geselagen erkauft werden, bei denen der Pfleger im Verein mit Richter und Superintendent den Gastgeber spielte.

So lief in der Zeit vom 19. Mai bis 31. Ok-

tober eine Wirtsrechnung von 1545 Gulden auf, und dem Richter oblag die angenehme Pflicht, sie zu begleichen. Zu seiner Rechtfertigung berichtete er nach Sulzbach, Bohenstrauß sei fast alle Tage von den Reitern sowie von den englischen und französischen Söldnern des Grafen bedroht gewesen, aber allerwegen von diesem und seinen vornehmsten Offizieren vor Plünderung geschützt worden. Die Machthaber hätten „allhier ein jeden Willen bekommen und genossen, welches sie auch stetig gerühmt“, und der Graf habe ihm mündlich erklärt, daß bei einem Überfall die in Moosbach und Treswitz liegenden Rittmeister zu Hilfe kommen müßten, und wenn diese zu schwach wären, so wolle er selbst erscheinen, „woldern wahr als er ein ehrlicher Graf sei“. —

Noch im Jahre 1621 legte Georg Sperl sein Richteramt nieder. Ob ihn die Kriegssereignisse dazu veranlaßt haben, wissen wir nicht. Sein Schwager Benedikt Groß wurde sein Nachfolger.

Nuch diese Kriegsplagen nahmen ein Ende, und jahrelang erfreute sich der Nordgau gewissermaßen der Ruhe. Dann aber kamen Drangsale von unerhörter Härte, über die kurfürstliche Oberpfalz nicht minder wie über den jungpfälzischen Staat.

Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg lebte in glücklicher Ehe mit einer Tochter Herzog Wilhelms IV. von Jülich, und nach dem Ableben seines Schwagers, des Letzten aus dem alten Hause, eröffnete sich dem Stamme Pfalz-Neuburg die Aussicht auf das reiche Erbe Jülich, Kleve, Mark und Ravensberg.

Hier aber lief die Linie, auf der zuletzt die höchsten Güter des Volkes in Mitleidenschaft gezogen wurden. Wolfgang Wilhelm, Philipp Ludwigs Ältester, suchte nach Bundesgenossen, die ihm sein Recht verfechten sollten; er warb um die Hand Magdalenas, der Schwester Maximilians von Bayern, er unterlag dem Bekehrungseifer des ihm weit überlegenen Betters, er schwur den Glauben seiner Väter ab und erhielt als Preis die Prinzessin.

Das war im Sommer 1613. Erst nach Jahresfrist erfuhr sein alter Vater die Tatsache des Übertritts und konnte sich keinen Augenblick darüber täuschen, daß damit das Werk seines Lebens, der evangelische Staat, der Vernichtung preisgegeben war. Denn nach dem Grundsatz des Religionsfriedens vom Jahre 1555 bestimmte der Landesherr das Bekenntnis seiner Untertanen, und keine Macht der Erde war imstande, diesen zu helfen.

Daran änderte es auch nichts, daß Wolfgang Wilhelm den Vater mit Versprechungen zu beruhigen suchte. Drei Monate nach Empfang der Hiobspost schloß Philipp Ludwig die Augen, und Wolfgang Wilhelm brach selbstverständlich sein Wort.

Eine moderne Schule der Geschichtschreibung macht sich das billige Vergnügen, unter Hinweis auf Einzelercheinungen den Dreißigjährigen Krieg nachträglich seiner Schrecken zu entkleiden, und sucht zu erhärten, daß die Verwüstung nicht entfernt so allgemein gewesen sein könne, wie man sich das bisher vorgestellt hatte.

Zugegeben: der Krieg hat keineswegs überall zu gleicher Zeit gewütet; zugegeben: einzelne große, starkbefestigte Städte haben verhältnismäßige Sicherheit geboten und mit einem gewissen Wohlstand auch die Güter der Kultur in bessere Zeiten gerettet. Über das flache Land aber sind von den Alpen bis an das Meer je zuzeiten Wogen der Drangsal und Sturmfluten der Zerstörung gegangen, angesichts deren wir uns immer wieder fragen müssen: Wie war es denn überhaupt möglich, daß unser Volk das Unbeschreibliche zu überstehen vermocht hat?

Im Jahre 1904 habe ich, erfüllt von schweren Ahnungen, bruchstückweise eine Chronik veröffent-

licht, die einer meiner Vorfahren von weiblicher Seite, der Richter und Bürgermeister in dem nicht weit von Bohenstrauß gelegenen Marktredwitz Georg Leopold, im Dreißigjährigen Krieg geschrieben hat, ein documentum humanum ersten Ranges, das zu den ergreifendsten und klarsten Zeugnissen aus jener Zeit tiefsten deutschen Elends gehört.* Und ich habe damals in der Gewißheit, daß sich über unserm so kultursicheren Volke und Vaterlande wieder langsam ein ähnliches Verhängnis zusammenziehe, gesagt: „Zweihundertunddreißig Jahre sind verronnen, seit der Chronist die Augen schloß, die Augen, die so Furchtbares gesehen, wie kein einziger unter uns Lebenden. So etwas ist in unsern Tagen nicht mehr möglich, denkt wohl da einer und dort einer. Nicht mehr möglich? Nehmen wir an, es hätte vor fünf Jahren einer zu Prätoria oder Johannesburg im Glanz des elektrischen Lichtes vor einer erlesenen Versammlung über dieses Buch des alten Redwitzer Bürgermeisters gesprochen und seinen Vortrag mit einer düsteren Prophezeiung geschlossen — man hätte ihn verlacht und einen Irren gescholten. Und dann —?“

Mitten in jener Chronik, die 1013 engbeschriebene Foliosseiten enthält, findet sich eine

* Neue Christoterpe 1904.

zusammenfassende Darstellung von hohem kulturgeschichtlichem Werte, geradezu klassisch in ihrer Klarheit und Schlichtheit. Der Chronist nennt sie eine „Summarische Erzählung der verlaufenen Jahre 1632—1637“.

Da schildert er die Zustände auf dem flachen Lande: Wie die Kaiserlichen die kursächsischen Völker verjagten und die Bauern mit Versprechungen aus den festen Plätzen und aus den tiefen Wäldern herauslockten, daß diese samt ihrem geretteten Vieh freudig wieder nach Haus zogen. Wie dann die Schutgardisten in den Dörfern gleich Prinzen gefüttert und gepflegt werden mußten. Wie diese Schutgardisten aber gar bald von Dorf zu Dorf gemeinsame Sache gegen ihre Schutzbefohlenen machten. Wie so manchem Bauern sein Vieh wohl zehnmal abgenommen und um schweres Geld wieder verkauft wurde, und wie es endlich, als kein Geld zum Rückkauf mehr vorhanden war, nach Tausenden außer Landes ins Böhmisches getrieben wurde. Wie die Leute auf diese Weise in die bitterste Armut versanken, die Kriegsteuer nicht mehr entrichteten, die Schutgardisten nicht mehr bezahlen konnten; wie diese sich an der Fahrnis ihrer Wirte schadlos hielten, und wie es schließlich dahin kam, „daß bei keinem Bauern mehr

zu finden gewesen an den Türen weder Bände, Angel oder Schloß, ja kein Nagel mehr an der Wand“. „Das Elend, so dieser Zeit auf dem Lande gewesen, ist nit zu beschreiben. Etliche haben ihre ganze Stadel verkauft, welche eingerissen, weggeführt und anderswo verbrannt worden. Es hat mancher arme Bauersmann wohl zehnmal in die Mühlen gedroschen oder anderswo kaufen müssen, ehe er einen Bissen Brot davon haben können: entweder es ist ihm auf der Mühle oder unterwegs abgenommen worden. Das Brot aus dem Ofen, ja den Teig in dem Kübel haben sie gar oft genommen und zernichtet, daß also die höchste Armut unter sie geraten, daß also die wenigsten mit Kleienbrot genugsam, die meisten sich von grünen Kräutern, doch ohne Salz und Schmalz, erhalten müssen. Viel Menschen haben vor Hunger und Kummer verschmachten müssen. Ach, die Leut sahen doch jämmerlich aus, waren alle kraftlos, konnten kaum gehen und stehen, daher sie auch mit verwunderlichen, langwierigen Krankheiten beladen und überfallen wurden, bis zuletzt die Pest kommen, welche dann die meisten weggerafft. — Es ging alles über und unter, da war kein Recht, kein Gesetz und Gebot mehr im Lande. Die Fürsten und Herren mußten sich ducken und

schmiegen, ihre Beamten aber, die alle Ungerechtigkeit strafen sollten, wurden entweder gefangengehalten oder sie mußten ihnen selbst von den Soldaten Gesetz und Ordnung vorschreiben und sich von ihnen regulieren lassen. Nun bei solcher Freiheit haben sich viel loser Leut mit solchen Händeln bereichert, sich in allerlei Handel gerichtet und es vielen Bürgern bevortun und sich der Bauersarbeit enthalten und nimmer geachtet. Inmittels ist der liebe Feldbau ganz und gar verwüstet samt den Wiesen liegengeblieben und mit Holz angewachsen. — Nach diesem, als die Leut wieder anfangen wollen, hauszuhalten, da haben sie nur etwas von den besten Feldern geackert und wieder gebauet solchergestalt: Bierzehn oder sechzehn Personen spannten sich zusammen in einen Pflug und ackerten, was sie konnten; aus zwei, auch dreien Dörfern konnte man oft mit Not Leut in einen Pflug zu spannen zusammenbringen. Und diese armen Leutlein hätten gern in solchem Schweiß gearbeitet und ihr Brot genossen, wenn sie es nur friedlich hätten tun dürfen. Denn vielmals diese Leute in solcher Rosarbeit und Pflugziehen von den Soldaten hin- und hergejaget, auch gehauen und geschossen worden, haben ihnen dieses und jenes, Getreid, Vieh, Brot, Geld oder was

andres geben oder reichen sollen. Auf diese Weise ist anfangs auf dem Lande das Feld wieder zu bauen angefangen und das liebe Samgetreide handvollweis ausgeteilet und aus andern Orten hergetragen worden. Als man nun ohne Vieh auch nit wohl leben und haushalten können, da haben oftmals zween oder drei Bauern zusammengelegt und haben anfangs eine Geiß erkaufst und sich davon alle erhalten.“ Dann hat „oft ein ganzes Dorf zusammengeschoffen und sämtliche eine Kuh erkaufet. Zu dieser Zeit war und stand der beste Reichtum in Vieh, und wenn man heiraten wollte, fragte man nit, wie reich, ob auch einer eigen Haus oder Hof hätte, sondern ob einer eine oder mehr Küh, Ochsen oder Ziegen hätte. Ist dieser Zeit erfahren worden, was für ein elend Ding, wo kein Vieh vorhanden und der liebe Feldbau verwüstet liegen verbleibt. Dieser elende Zustand ist damals auf dem Land gewesen, daß auch daher sich ihrer viel in andere Land verlossen, wo dann in fremden Orten die allermeisten mit Weib und Kind gestorben, daß also jetzt viel schöner Dörfer ganz wüste und öde, auch unbewohnet liegen, davor der durchreisende Mann ein Grausen hat.“

So weit mein Ahnherr, der Richter Leopold von Marktredwitz. Und ich denke, daß, was er

schrieb, ist uns gerade heutzutage besonders nützlich, vielleicht auch tröstlich zu lesen. —

Bei alledem will uns das Schicksal solcher Landstriche, die nur vom Kriege verwüstet, nur von der Pest entvölkert wurden, beinahe noch beneidenswert erscheinen im Hinblick auf die unglücklichen Provinzen, über die gleichzeitig mit Krieg und Pest die dritte Drangsal, die gewaltsame Religionsänderung, hereingebrochen ist.

Wolfgang Wilhelm von Neuburg regierte auch in den pfalz-sulzbachischen Landen, zu denen Bohenstrauß gehörte, als Oberherr, und seit seinem Regierungsantritt, besonders aber seit der Durchführung der Gegenreformation im neuburgischen Hauptlande, war die Befehrung der Ämter auf dem Nordgau nur noch eine Frage der Zeit.

Diese Zeit kam, als die katholischen Mächte auf der ganzen Linie gesiegt hatten.

Im Jahre 1627 nahm der gewalttätige neuburgische Kommissär Simon Ritter von Fabrique mit Soldaten und Jesuiten das Werk in Angriff und vollendete die Rekatholisierung der Pfarreien in ein paar Monaten. Aber wenn auch das ans Leiden und Dulden gewöhnte bedächtige Volk der mageren nordgauischen Erde ungleich den trotzigen Bauern Oberösterreichs

keineswegs an bewaffneten Widerstand dachte, so war das stille Sichwehren der Landsassen, Bürger und Bauern um so zäher, und es dauerte Jahre, bis der Starrsinn gebrochen, der letzte Nacken gebeugt war. Und die Mittel waren die gleichen wie überall: Unterweisung, Drohung, Lockung — Vertreibung.

Über die Vorgänge in Bohenstrauß sind wir im einzelnen nur wenig unterrichtet. Aber der Widerstand war ohne Zweifel sehr heftig. Das beweist eine Klage der Jesuiten aus dem März des Jahres 1628: „Es gilt alles nichts bei Bohenstrauß. Dieser Strauß kann auch Stachel verdauen. Man veracht' uns nur mehr und redet uns spöttlich nach.“ Und ein Bericht Labriques aus derselben Zeit: „Wie hart die angestellten katholischen Priester zu Bohenstrauß gehalten werden, ist nit zu sagen. Wenn man nit bald remediert, ist zu besorgen, es werden die angestellten Patres selbstentlaufen.“

Bis auf die Kindsleichen erstreckte sich der Kampf. Ein zur Rechtgläubigkeit bekehrter Bürger bat die Jesuiten, sein Kind unter Gesang und Glockenläuten zu begraben. Aber als die Patres vor dem Trauerhause mit ihren Zeremonien begannen, kam auf Befehl des Richters der evangelische Schulmeister mit sechzig Kindern,

meist Knaben, herbei, stimmte seinen Choral an und vertrieb die Patres durch die Macht des weithin schallenden Gesanges.

Nun zog Herzog Wolfgang Wilhelm die Schrauben stärker an und legte den Unbefehrten Soldateska ins Haus. Und jeder dieser bewaffneten Missionare hatte Anspruch auf die tägliche Lieferung von drittelhalb Pfund Brot, anderthalb Pfund Fleisch, einer Viertelmaß Schmalz und drei Maß Bier; den Offizieren aber mußte „Wein und andres der Qualität nach ihrem Verlangen“ gereicht werden. Selbstverständlich alles ohne Entgelt.

Unter solchem Druck bröckelte dann allerdings einer nach dem andern ab, und nach Jahresfrist war nur noch ein Häuflein von vierundvierzig aufrechten Männern und Frauen übrig. Aber auch diese waren mürbe zum Brechen geworden, und als sie wieder einmal einzeln vorgenommen und unter Drohungen verhört wurden, versprachen ihrer vierunddreißig, die Knie in der Messe zu beugen.

Unter ihnen der Alt-Richter Georg Sperl, dem sie wegen seines Starrsinnes das Ungeltesamt abgenommen hatten, sein Sohn Hans und dessen Ehefrau Dorothea von der Mieß sowie die Ehefrau Georgs des Jüngeren. —

Ob Hans, von dem alle späteren Sperls abstammen, sich dann auch tatsächlich unterworfen hat, wissen wir nicht. Es scheint, daß er unter die Soldaten gegangen ist und sich dadurch der Kniebeuge entzogen hat. Eine alte Chronik erzählt von ihm: „Er war endlich in Dienste gegangen und ist von ihm nicht wissentlich, ob er bei einem Treffen geblieben.“

Aber der alte Georg ist ohne Zweifel von seinem Glauben gewichen.

Er war ein Mann von 67 Jahren, und er war der Reichsten einer im Markte. Denn die Mitgiften seiner Frauen hatten ihm die Möglichkeit zu mancherlei Grunderwerb gegeben. Zeit lebens war er bestrebt gewesen, die Familie wieder in die Höhe zu bringen. Seinen zweitältesten Sohn hatte er mit einer Tochter aus dem Augsburgers Geschlecht der Mannlich vermählt — allerdings zu einer Zeit, wo diese Geldfürsten schon ihren weltbekannten Krach hinter sich hatten. Ja, einmal, vor vielen Jahren, war ihm das Streben nach Besitz sogar zum Fallstrick geworden: Ein verschwenderischer Bürger, der Müller Muckenschnabel, kam in Vermögensverfall, Georg Sperl kaufte ihm ein Grundstück nach dem andern ab und gelangte zuletzt in den Besitz der ganzen Mühle. Als nun die

Frau des Muckenschnabel ihre Zustimmung zum Verkaufe verweigerte, legte Sperl die Hand auf eine Wiese, deren Wert den verabredeten Neukauf weit überstieg. Der Handel wurde vor den Pfleger gebracht, und die Regierung verurteilte den Richter Sperl zu einer Strafe von 25 Gulden. —

Mit allen Fasern mochte also der Greis an seinem Besitze hängen. Unter welchem Druck er seit Einzug der Jesuiten sein Leben geführt hatte, wissen wir nicht. Daß man gerade ihn, einen der Angesehensten im Orte, besonders scharf angepackt hat, ist wohl zu vermuten. Was aber konnte der noch vom Leben erwarten, der standhaft blieb? Deutschland seufzte unter den Drangsalen des Krieges, und namentlich im Süden widerhallte es von den Klagen der um ihres Glaubens willen Vertriebenen. Grundbesitz war schwer zu verkaufen; Auswanderung deshalb fast immer gleichbedeutend mit Verarmung. Und wenn Herzog Wolfgang Wilhelm schon im Jahre 1618 in seinem Gebiete jedem abziehenden Protestanten den größten Teil seines Vermögens abgenommen hatte, so ist leicht zu ermessen, was auch im Jahre 1627 einem standhaften Befenner bevorstand.

Aber es gibt ein bedeutsames Bibelwort, das

lautet also: „Wer sein Leben liebhat, der wird es verlieren.“ Und dieses Wort hat sich an dem alten Manne buchstäblich erfüllt.

Etwa im Jahre 1630 wurde er zum Lohne für seine Kniebeuge wieder in das Amt eines Ungelters, das ist eines Renteneinnehmers, eingesetzt. Und diese Gnade gereichte ihm zum Verderben.

Die Kriegesfurie fauchte aufs neue über das Land. Im Herbst 1632 überfiel kaiserliche Soldateska den Markt. Georg Sperl hatte seine Kostbarkeiten vergraben, und als die Gefahr nahte, war er zur Flucht bereit. Schon stand sein Pferd gesattelt vor dem Hause; aber in seltsamer Befangenheit wollte der alte Mann zuvor noch seine Schreibstube aufräumen. Da erbrachen die Soldaten seine Haustür, überfielen ihn und raubten ihm zunächst einen Beutel mit achtzig Gulden staatlicher Gefälle und einen Dukaten, den er als Wegzehrung in sein Gewand eingenäht hatte. Dann aber verlangten sie die Auslieferung seiner Kostbarkeiten und der übrigen Amtsgelder, und als er sich dessen weigerte, begannen sie auf ihn einzuschlagen und unterwarfen ihn endlich der schrecklichen Folter des Raitelns. Der alte Mann blieb auch dann noch, als sein Blut unter den Fingernägeln hervorspritzte, standhaft. Da trafen sie ernstliche Anstalten, ihn zu

hängen. Und jetzt, in der höchsten Todesnot, gab er sein Geheimniß preis. In einem Gewölbe des Hauses, versteckt unter dreitausend aufgeschichteten Schindeln, fanden die Räuber „ein Trüchlein“ mit Silbergeschirr und „andern lieben Sachen“, dabei auch den goldenen Gnadenpfennig von weiland Herzog Friedrich, ein Petschaft, verschiedenes „Schatzgeld“, das ist Spargeld, und fünfhundert Gulden amtliche Gefälle; in einem vermauerten Keller unter der Scheune Zinngeschirr, die besten Gewänder und Leinwand. Sie nahmen ihm noch sein Pferd, sechs Ochsen, acht Kühe, zwei Fuhrwagen, eine Kutsche und neunzig Eimer Bier, zerschlugen Kisten und Truhen, rissen die Vertäfelung des Zimmers herunter und zogen ab.

Sperls eigener Schaden betrug mehr als siebzehnhundert Gulden, und in der Hoffnung auf Ersatz wandte er sich an die Regierung. Aber man antwortete ihm, „daß jeder sowohl in Friedens- als Kriegszeiten dem Unglück unterworfen und daß dergleichen auch an andern Orten im Fürstentum Neuburg vorgegangen“ sei. Ein Entscheid, der nicht verwunderlich ist. Hätte die Regierung jeden Schaden solcher Art ersetzen wollen, sie wäre bald mit ihren Mitteln Matthäi am Letzten gewesen.

Das Jahr 1633 brachte zu allem die Pest nach Bohenstrauß.

Im Wirrwarr dieser entsetzlichen Zeit des großen Krieges verschwinden alle andern Träger des Namens Sperl in Nacht und Finsternis. Einzig die tragische Gestalt des nun dreiundsiebzigjährigen Alt-Richters Georg taucht in völliger Verlassenheit noch ein letztes Mal grausig beleuchtet empor.

Schon im Januar des Jahres 1634 war Bohenstrauß von Reitern und Dragonern des Generals Taupadel heimgesucht worden. Ein amtlicher Bericht aus dem Monat März klagt, man stehe stündlich in Gefahr, daß die Kroaten den Markt in Asche legen. Viele Bürger flüchteten sich hinunter ins Naabtal, in das festere Weiden.

Es war im Juli desselben Jahres, als wieder eine Schar kaiserlicher Reiter plündernd in Bohenstrauß einfiel. Diesmal floh Georg Sperl als Knecht verkleidet ins Haus des Totengräbers und verbarg sich mit Hilfe der Bewohnerin unter dem Spannbette. Aber ein persönlicher Feind verriet sein Versteck, die Soldaten drangen ein, rissen ihm die Kleider vom Leibe und zerren ihn unter fürchterlichen Schlägen im Hemd auf die Straße. Nach Jahren noch bekundeten vier

zehn Zeugen auf ihren Eid, man habe ihn zweimal wie einen armen Sünder zwischen seinen beiden Häusern über den Marktplatz hin und her geführt. Was sich zwischen den Wänden dieser Häuser abspielte, wußten sie nicht zu erzählen. Aber so viel stand fest: als die Soldaten abzogen, lag der Greis einem Toten ähnlich auf der Straße.

Mitleidige Menschen trugen den Gemarterten ins Armenhaus. Trotz den schrecklichen Verletzungen war noch Leben in ihm. Lange, heiße Wochen des Hinsterbens folgten. Ohne Pflege — die Seinen waren ja samt und sonders fort —, gequält vom Hunger, gepeinigt von Schmerzen, seufzte er seiner Auflösung entgegen. Und in den Wunden wuchsen die Maden. Eine mitleidige Frau brachte ihm ein Hemd ihres Mannes, andre gaben ihm auf sein Flehen zuweilen ein Stücklein Brot. Und das Brot war damals so rar, daß man meilenweit über die Waldberge nach Tachau in Böhmen lief, solches zu holen.

Am 1. September kam der barmherzige Tod. Der Markt aber war dermaßen ausgeplündert, daß man die Leiche des einst so hochmögenden Mannes ohne Leintuch zur Erde bestatten mußte.

Wer sein Leben liebhat, der wird es verlieren. — — — — —

Unfägliche Drangsale kamen noch über den Markt. Im Winter 1640 auf 1641 stieg die Not so hoch, daß sich die Bürger mit Weib und Kind wie die wilden Tiere in die Wälder verkrochen. Fast acht Wochen lang währte das Elend. Was insonderheit unsre Vorfahren damals erduldet haben, ist uns nicht überliefert.

Aber um den beträchtlichen Besitz des ermordeten Georg Sperl entbrannte alsbald der Streit zwischen den Erben und dem Fiskus, der die Hand auf die „Sperlischen Güter“ gelegt hatte und Ersatz für die geraubten Gefälle heischte. Und nicht nur für die geraubten Gefälle, sondern auch für alle die Steuergelder, die der unglückliche Beamte von den ausgesogenen Untertanen überhaupt niemals einzutreiben vermocht hatte.

Jahrelang zog sich der Kampf hin. Die vierzehn Tatzengen der Folterungen erhärteten einwandfrei, daß der Ungelster nur der höheren Gewalt gewichen war. Viermal legte Maria Sperl, eine Schwiegertochter Georgs, des Stadtrichters Schober in Weiden tapfere Tochter, den weiten, beschwerlichen Weg nach Neuburg an der Donau zurück, verteidigte persönlich die Ehre des Toten und versuchte, der Familie das Erbe zu retten. Es war alles vergeblich, und der ungleiche Kampf ging weiter. Noch im

Jahre 1652 äußerte einer der Neuburgischen Regierungsräte aus bester Kenntnis der Aktenlage, man könne den Sperlschen „von ihrer Ahnherrn-Verlassenschaft“ mit Recht nichts nehmen. Aber diese hofften trotzdem vergeblich von Jahr zu Jahr auf Gerechtigkeit. Herzog Wolfgang Wilhelm starb, und die Sulzbachischen Lande wurden ein selbständiges Fürstentum. Da baten die Erben, von neuer Hoffnung belebt, um Wiederaufnahme des Verfahrens. Ihre Bitte wurde genehmigt, und abermals begannen die Federn zu rascheln. Aber zuletzt entschied auch diese Regierung, gleich hungrig wie die vorige, gegen das Recht.

Zwölf Jahre über den Krieg hinaus durften die Erben den Grund und Boden bebauen und die Steuern entrichten. Dann zog man die Güter ein und verpachtete sie auf Rechnung des Fiskus.

Die Familie war wieder verarmt. —

Daniel Sperl, ein Enkel des Richters, hatte mitten im Kriege als ein Tuchmacher mit der Ratsbürgerstochter Margarete Schnödel seinen Hausstand gegründet. Als dann „alles drunter und drüber ging“, zog er selber ins Feld. Wann er heimgekehrt ist, wissen wir nicht. Aber in einer Bürgerliste vom Jahre 1652 steht

auch er mit kleiner Habe verzeichnet; als einer der wenigen, die noch ein Kößlein besaßen.

Der Krieg und die Pest hatten das ganze Geschlecht im Mannesstamme bis auf Daniel und seine drei Söhne vernichtet.

Aber kraftvoll begannen zwei dieser Söhne unter unsäglichen Schwierigkeiten den Aufstieg.

Von den vergänglichen Gütern des Urgroßvaters war nichts auf sie gekommen. Einzig das höchste Gut, der Glaube der Altvordern, war ihnen endlich, dank dem Westfälischen Frieden, trotz allem geblieben. Mit diesem Glauben ging das Geschlecht in die dunkle Zukunft hinüber.

Hammerherren

Es ist doch etwas Wahres an dem im Grunde falschen Bilde des Stammbaumes. Aus dunklen Tiefen der Vergangenheit steigt der astlos kahle Schaft der Überlieferung empor, und im klaren Lichte der späteren Zeit streben nach allen Himmelsrichtungen auseinander die Äste und Zweige.

Die Art treibt ihr Spiel. Aber sie spielt nur scheinbar. Immer wieder kommt die alte Art zum Durchbruch. Sie kann es nicht anders. Denn jedes Blatt ist ja doch aus der wenn auch fernen Wurzel gewachsen.

Freilich, ein Geschlecht wird aus Zettel und Einschlag gewoben; der Zettel sind die Männer, der Einschlag die Weiber. Aber der Zettel ist das Stärkere, das Tonangebende, das Grundelement. —

Drei große Äste unterscheide ich zwischen dem namenlosen Gewirre der Zweige und Blätter meines Geschlechts. Ihnen entsprechen drei Arten von Menschen: Bauern — Soldaten — Gelehrte.

Zunächst will ich von den Bauern erzählen.

Es waren allerdings Bauern in einem ganz besondern, ich möchte sagen oberpfälzischen Sinne. Wohl bauten sie ihr Korn, züchteten ihr Vieh, hegten ihren Wald und jagten als leidenschaftliche Jäger das Wild. Aber die Grundlage ihres Daseins war doch nicht so eigentlich die Frucht, die da reift im Sonnenlichte, sondern vielmehr das, was tief in der Erde gewachsen bereit liegt.

Die Oberpfalz ist fast zur Hälfte ihres weiten Gebietes ein Land des Eisens, und unerschöpflich sind die Kräfte ihrer eilig dahinrinnenden Gewässer, fast unerschöpflich war einst der Holzreichtum ihrer schwarzen Wälder. Was Wunder, daß auch seit alten Zeiten an ihren braunen Bächen und Flüssen die Hochöfen geraucht, die Hämmer gepocht, die Eisenklumpen gesprüht haben.

Eng verwachsen mit diesen kleinen Eisenwerken an rauschenden Wasserwehren, unter Erlen und Weiden ist der Name unsrer Familie.

Johann Daniel Sperl, Sohn des Ratsbürgers Kaspar Sperl und seiner Ehefrau Amalie Baldauf, einer Richterstochter, hat in Frost und Hitze, bei Sonnenschein und Regen mit Rossen und Wagen angefangen, verhältnismäßig klein, als Fuhrherr auf der Landstraße.

In einer Falte der wilden, unsäglich schönen Berglandschaft, die sich vom Markte Floss zu den beherrschenden Trümmern der Bergfeste Flossenbürg emporzieht, lag seit mittelalterlichen Zeiten der Altenhammer. Viele, viele Jahre war er eine Wüstung gewesen. Nach dem großen Kriege aber kam er in den Eigenbesitz des Herzogs von Sulzbach. Seit dem Jahre 1710 wurde er durch einen Verwalter betrieben.

Zu diesem Werke trat Daniel vorerst dadurch in nahe Beziehung, daß er mit der Verpflichtung, das Eisen vom Hammer zu verfrachten, ein herzogliches Salzmonopol für die Märkte Floss und Bohenstrauß erwarb. Jahr um Jahr fuhren also seine starken Wagen auf schlechten Straßen ihre Lasten vom Altenhammer hinunter ins Donautal und brachten das kostbare Salz in die Heimat hinauf.

Allgemach mehrte sich seine Habe, und endlich gelangte der Hammer selbst pachtweise in seinen Besitz. Schritt um Schritt ging's aufwärts. Mit Bewunderung sahen die Nachbarn, wie der tätige Mann die Naturkräfte nutzbar zu machen verstand, wie er das Wasser auf verwilderte Hügel leitete und saftige Wiesen gewann, wie er den öden Bruch unter den Pflug brachte und die Dämme der alten Weiher ausflückte. Und mit

kräftiger Unterstützung lohnte die Regierung sein Werk.

Schon sein Sohn Nikolaus sah sich in der Lage, den Hammer und mit ihm die volle Landfassenfreiheit käuflich zu erwerben. So stieg er vom Pächter zum gebietenden Hammerherrn empor. Sein Haus bekam die Geltung einer umfriedeten Burg. In seiner Hand lag die niedere Gerichtsbarkeit über die Hammerknechte und ihre Weiber und Kinder, und des zum Zeichen hing neben der Haustür der „Stock“, in den die Füße der Frevler gespannt wurden. Kein Amtsknecht durfte ohne seinen Willen die Markung betreten. Er wohnte als freier Mann auf freiem Grund und Boden, unabhängig vom Amtspfleger, einzig der Regierung zum Gehorsam verpflichtet. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehrte sich sein Wohlstand. Bis nahe an das achtzigste Lebensjahr schaffte er mit seiner treuen Lebensgehilfin. Dann übergab er seinem Sohne Franz den stolzen Besitz und zog sich, wohlversichert durch einen Vertrag, der ihm und seiner Frau reichliche Naturalbezüge verbürgte, ins obere Stockwerk des neu erbauten Herrenhauses aufs Altenteil zurück.

Franz Sperl trat in die Fußstapfen seiner Vorfahren und handelte nach dem Worte: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es,

um es zu besitzen. Bis ins Jahr 1808 übte er die niedere Gerichtsbarkeit aus. Dann aber verloren die Rittergüter allgemein diese Rechte. Erst im Jahre 1815 erfolgte die Rückgabe an den Adel. Adelsbriefe waren damals verhältnismäßig billig zu erlangen. Auch Franz verschaffte sich unter Hinweis auf seine Abkunft einen solchen. Aber es war vergeblich gewesen. Die Gerichtsbarkeit wurde ihm trotzdem vorenthalten. Denn er selbst war nicht Jurist, und einen Gerichtshalter zu besolden, lohnte sich nicht.

Als der Abend seines Lebens kam, besaß jeder seiner fünf Söhne einen Hammer, und auf diesen fünf Gütern — Altenhammer, Gröbenstädt, Sperlhammer im bayrischen Walde, Lichtenwald und Trefesen — blühte sein Geschlecht weiter.

So ist der Name der Familie eng verwachsen mit der kleinen Eisenindustrie der Oberpfalz. Sie hat aber auch zuletzt die Zeiten des bitteren Niederganges miterlebt, ist eng verstrickt worden in ihren Zusammenbruch beim gewaltigen Emporwachsen der Maxhütte. Man hätte Gelegenheit gehabt, sich beizeiten unter den Schutz dieses Großkapitals zu begeben. Man hat's versäumt. Denn Geschäftsleute im kalten Sinne des Wortes sind auch diese Hammerherren unfer's Namens niemals gewesen — so gute Haus-

halter und Wirtschaftler sie jezuweilen sein mochten. Freie Grundherren, Bauern in erster Linie und Jäger. Etwa von der Art jenes Friedrich von Sperl auf Trefesen, von dem es heißt: „Es war in allem, was er tat — mochte er nun einem Freunde aus der Verlegenheit helfen (ein häufiger Fall) oder von einem Untergebenen etwas verlangen oder einem Bettler etwas mit lieben Worten geben —, eine solche warme Freundlichkeit, wie sie nur aus dem innersten Wesen kommen kann. Seine größte Freude war der Wald und die Jagd. Noch mit einundachtzig Jahren ging er den geliebten Jagdweg von Felsblock zu Felsblock, wie es das dortige Terrain erfordert.“

Art läßt nicht von Art, und jedes Blatt am Baume ist aus der Wurzel gewachsen. —

Vorüber, alles vorüber. Ein Gut nach dem andern ging dem Geschlechte verloren. In alle Winde verstreut sind die Enkel und Urenkel derer, die einst so sicher auf ihrer Scholle wohnten.

Zuletzt, vier Jahre vor dem Weltkriege, ging auch Trefesen mit seinem traulichen Herrenhause und allem Urväterhausrat über in die Hände von Fremden. Blutenden Herzens riß sich die letzte Sperl, eine verwitwete Dobeneck, von der Heimat los. Am Tage nach der Verbriefung

schrieb sie mir: „Ich hatte immer, ohne es auszusprechen, innerlich den Wunsch, das liebe alte Heim in Ihren Händen zu wissen, und sprach es erst aus, als mir in einem Briefe aus Berlin geschrieben wurde: ‚Das schöne Gut sollte unbedingt der Dichter . . ., der so warm die alte Zeit versteht und schildert, übernehmen. Das wäre ein Herzenswunsch von mir für dich.‘“

Der Dichter mußte lächeln, als er diese gutgemeinten Worte las: Poeten ohne eine Spur von Geschäftssinn können sich bekanntermaßen von ihren Ersparnissen keine Rittergüter erwerben — nicht einmal oberpfälzische. Poeten mit Geschäftssinn — das ist etwas andres.

Wunderliches Auf und Ab

Nuch Gelehrte ohne Geschäftssinn sollen sich nun und nimmermehr in kaufmännische Unternehmungen einlassen, von denen sie doch im Grunde gar nichts verstehen.

Das hat ein anderer meines Geschlechts zu seinem und der Seinigen bitterem Leide erfahren.

Und damit komme ich zu einem Ausschnitt aus meiner Familiengeschichte, der so reich an seltsamen Schicksalen ist, daß seine Erzählung vielleicht gerade in unsrer bösen Zeit von tröstlicher Wirkung sein könnte. Denn die Völker sind ja doch letzten Endes auch nichts andres als große Familien. —

Wenn man auf der Eisenbahn von Nürnberg nach Weiden fährt, öffnet sich linkerhand vor dem Haltorte Rothenstadt das flache Tal der Heidenaab, die hier in die Waldnaab mündet. In diesem Tale stand einst auch ein Sperrhammer, der ältere dieses Namens. Das Herrenhaus ist mit dem Hammerwerke bis auf schwache Spuren von Wall und Graben längst vom Erdboden verschwunden. Eine Glaschleife spiegelt

sich in dem braunen Gewässer — rostrot wie alle Glaskleifen und trübselig anzusehen.

Das ist der Ort der Tragödie.

Christoph Sperl war ein Enkel jenes Daniel, von dem wir alle herkommen, und ein Sohn des Bohenstrauffer Marktschreibers Johann Sperl und seiner Ehefrau Anna Harrer.

Diese Pfarrerstochter ist für unsern Stamm von Bedeutung geworden. Denn obgleich schon ihr Mann das Gymnasium besucht und nur infolge des frühzeitigen Ablebens seines Vaters das Studium aufgegeben hatte, so ist doch wohl erst durch diese Frau das gelehrte Element in unsre Familie gekommen. Sie ist die Stamm-
mutter vieler, vieler Federfuchser und Tinten-
menschen geworden. Ob das ein besonderes
Verdienst ist, bleibe dahingestellt. Aber wenn
alles so gekommen wäre, wie es hätte kommen
sollen, dann leuchtete heute ihr Sohn Christoph
als Universitätsprofessor an unserm Stammbaum.
Und welch ein Stolz wäre das — ein leibhafter
Professor! Aber es ist eben nicht so gekommen.

Er bezog im Jahre 1695 die Altdorfer Hoch-
schule, studierte Philosophie und Theologie, schrieb
eine jedenfalls grausam gelehrte Abhandlung de
appellatione conscientiae Jobea — ahnungs-
los, daß er selbst das Schicksal eines Hiob in

sich trug — und war auf dem besten Wege, einen Lehrstuhl für orientalische Sprachen zu besteigen. Denn es fehlte auch die (natürlich nur damals) notwendige Protektion nicht: der hochgelehrte Theologieprofessor Johann Michael Lang war sein leiblicher Better.

Da saß aber auf dem Herzogstuhl von Sulzbach der ebenfalls hochgelahrte Pfalzgraf Christian August. Diesem schickte das brave Landeskind in tiefster Devotion sein Werk. Und daraus entspann sich das Unglück.

Zunächst allerdings unter der Maske beneidenswerten Glückes. Denn der Landesvater fand Gefallen an der so glänzend betätigten Gelahrtheit seines Untertanen und ließ ihm bedeuten, daß er in seinen Diensten gern Landsleute von solchen Qualitäten sähe. Der Wunsch war Befehl. Gehorsam bezog der junge Orientalist die Universität Straßburg und versenkte sich in die Tiefen des römischen Rechtes. Zwei Jahre danach — gerade zur rechten Zeit — segnete der hochfürstlich sulzbachische Geheime Referendarius Schopper das Zeitliche, und Christian Sperl wurde zu seinem Nachfolger berufen.

Der hochbetagte Herzog meinte es allerdings gut mit seinem Schützling, und in der berechtigten Sorge, daß nach seinem Tode für protestantische

Staatsdiener die Aussichten schlecht würden, bot er ihm schon nach wenigen Jahren eine Hofratsstelle an.

Aber der junge Beamte war klug und bescheiden, sah Schwierigkeiten und wagte allertüchtigst zu bemerken, er würde sich zunächst in der Haut eines Hofratssekretariats wohl befinden. Die ihm auch zuteil ward.

Der Herzog starb, und sein Sekretarius nahm des Bürgermeisters von Sulzbach jüngste Tochter zum Weibe.

Die Hochzeitgesellschaft saß beim frohen Mahle, da öffnete sich die Thür, und der Kanzler des neuen Herrn betrat das Gemach, verneigte sich gnädig und brachte dem jungen Ehemanne als Angebinde abermals die Berufung zum Hofrat.

Aber siehe da, zum zweitenmal bat der also Ausgezeichnete — vermutlich unter vielen Büchlingen und bescheidenem Hinweise auf würdigere, viel ältere Perücken —, man wolle ihn gnädigst zunächst in seiner Stellung belassen.

Er hatte ohne Zweifel seine bestimmten Beweggründe zu solchem Verhalten, war aber gewiß auch keinesfalls das, was man heutzutage einen Streber nennt.

Unverändert leuchtete die Gunst des Herzogs über seinem Haupte. Aber es währte nun doch

zwölf Jahre, bis sein „hochgelahrter, lieber Getreuer“ wirklich zum Hofrat befördert werden konnte. Und jetzt kam das Unglück. Allerdings wieder in einer Maske.

Es war die Zeit, wo man sich allenthalben mit „Fundamentalplänen“ zur „Verbesserung und Kultivierung des Landes aus dessen eignen Mitteln und Naturgaben“ befaßte, und damit auch die Zeit schüchternen Anfänge der deutschen Industrie.

Christoph Sperl war ohne Zweifel ein vielseitig begabter Mann. Aber gerade diese Vielseitigkeit gereichte ihm zum Verderben. Er konstruierte „eine Kunstmaschine zu schleuniger Vervielfältigung allerhand kleinen Zaun- oder Nagel-eisens, groben, runden Drahtes, Bleches und dergleichen“. Das hatte nun allerdings gar nichts zu tun mit den orientalischen Sprachen und auch nichts mit der Juristerei. Aber zeitgemäß war's. So zeitgemäß, daß auch der Landesherr die Erfindung mit seiner Aufmerksamkeit beehrte und den Erfinder zur Tat drängte.

Nahe dem Einflusse der Heidenaab in die Waldnaab erhob sich der „Maschin-Hammer“ des Hofrats Sperl; im benachbarten Wildenau entstand ein zweiter Hammer; in Mantel wurde ein Hochofen dem Hauptwerke angegliedert. Ein

Unternehmen wuchs aus dem andern, und damit begann für den nicht ganz unvermögliehen Erfinder und seine Familie eine ununterbrochene Kette von Leiden.

Auf jeder Großindustrie liegt ein geheimer Fluch, der sich früher oder später, im kleinen oder im großen erfüllen muß.

Nach vielen Jahren hat ein Sohn Christophs über die Anfänge des väterlichen Werkes folgendes geschrieben:

„Wahrlich, nicht durch gewöhnliche Lockungen, nein, im Gegenteil durch die gütigsten Schenkungen, Versprechungen, bedeutende . . . Privilegien ließ er sich endlich bewegen, eine überaus kostbare Maschine mit wirklich unmäßigem Kostenaufwande zu erbauen. Da aber der nicht gerade reiche oder wohlhabende Mann sich der Vollendung dieses mit Staatsgeldern unternommenen Werkes nicht gewachsen fühlte und doch den gnädigsten Aufforderungen . . . auf jede Art Genüge leisten wollte, mußte er das nötige Geld aufnehmen.“

Neid, Mißgunst und Religionshaß mögen zusammengewirkt haben. Zwanzig Jahre schleppte sich das Unternehmen fort, konnte nicht leben, nicht sterben. Nahe Verwandte wurden in den Strudel hineingerissen. Dann mußte der un-

glückliche Erfinder den Konkurs anmelden. Seine persönliche Ehrenhaftigkeit stand außer Frage. Aber die Schulden waren ins ungeheure gestiegen. Und weil denn einmal ein Bankrottierer nicht Hofrat bleiben konnte, folgte dem geschäftlichen Zusammenbruch die Entlassung aus dem Amt — ohne Gnadengehalt. Und über der Familie schlugen die Wogen zusammen.

Sieben Jahre lebte Christoph noch, zehn Jahre seine Gemahlin. Dann kamen die Tage, an denen der Pfarrer von Sulzbach diese Einträge in sein Totenbuch schrieb: „Anno 1748 den 28. April wurde begraben mit großem Geläute und auf kurfürstlich gnädigste Konzession zu Nachts nach acht Uhr mit sechs Fackeln Herr Johann Christoph Sperl . . ., aus Kummer und Altersschwachheit den 27. April gestorben.“ — „Anno 1751 den 23. September wurde begraben mit großem Geläute und vier Fackeln bei der Nacht Frau Anna Maria Sperlin geborene Panzerin . . . Witwe, welche durch Altersschwachheit, Sorg und Kummer entkräftet . . . am 22. September gestorben.“

Vier Kinder überlebten die unglücklichen Eltern, und zwei von ihnen vermochten sich zeitlebens nicht mehr emporzuraffen. Der älteste Sohn Wolfgang Philipp war Hofrats-

advokat und ein gelehrter Jurist. Als guter Sohn kämpfte er so lange als möglich für seinen Vater. Es war vergeblich. Und auch im eignen Leben hatte er nicht Glück, nicht Stern. Wie weit krankhafte Veranlagung sein Dasein beeinflusst hat, wissen wir nicht. Nach mancherlei Schicksalen fand er Aufnahme im Bürgerspital zu Sulzbach. Dort hat er in einem Anfall von Geistesstörung den Wappenbrief von 1594 und andre, wohl viel ältere Urkunden der Familie verbrannt. Zuletzt verweigerte er die Nahrungsaufnahme. Es half auch nichts, daß ihm der Landesherr allergnädigst sagen ließ, er solle doch essen. Im Jahre 1756 starb er. Fünfzehn Jahre nach ihm seine Schwester Sophie Charlotte — „welche als eine melancholica im hiesigen Spital ihr Leben in der Stille zubrachte, an einer Auszehrung“.

Damit hatte die Familientragödie ihren Abschluß gefunden.

Aber das Leben ist ja unverwüstlich; immer wieder ringt es sich aus Trümmern und Schutt in die Höhe zum Lichte.

Zwei Söhne des Hauses kamen mit der Zeit in angesehene Ämter und behagliche Lebensverhältnisse.

Andreas wurde Pfandamtmanu der Reichs-

stadt Ulm, und von ihm entwirft eine Familienaufzeichnung ein freundliches Bild: „Dieser vorzügliche Mann, dieser wahre Christ, hochachtbar wie der teure, fromme Gellert, verdient es, daß ihn die Nachkommen als einen der edelsten Menschen stets hochschätzen, ja selbst verehren. Er hatte als halbjähriges Kind das Unglück, daß ihn seine Wärterin von einem Tisch herunterfallen ließ. So wurde er für sein ganzes Leben ein mißgestalteter, verwachsener Mensch, der bloß ein hübsches Gesicht hatte. Er hatte studiert, sah aber bei dem neu ausgebrochenen Verfolgungseifer gegen die Protestanten der Oberpfalz in seinem Vaterland keine Aussicht zu einem Staatsdienste, verließ daher dasselbe und hatte durch göttliche Fügung das Glück, in Ulm eine Heimat zu finden. Er verwaltete sein Amt etwa 45 Jahre lang mit der größten Pünktlichkeit und Treue und erwarb sich durch seinen lebenswürdigen Charakter, seine herzlich freundlichen Umgangsmanieren und exemplarisch tugendhaften Lebenswandel die allgemeine Liebe und Achtung.“

Sein Bruder Christian wurde der Stammvater einer Soldatenfamilie, die erst kurz vor dem Kriege des Jahres 1870 in Sachsen erloschen ist.

Er wirkte von der Mitte bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts als Regierungsrat und Stadtsyndikus in dem freundlichen Städtchen Weiden an der Naab und lebte in einem gesegneten Ehestande mit Sophie Charlotte Landgraf, der Tochter eines sulzbachischen Regierungsadvokaten.

Man besorgte mit Eifer seine jedenfalls nicht allzu aufregenden Amtsgeschäfte und bewegte sich in vornehmen Zirkeln, fast exclusivement inmitten des damals noch zahlreichen Adels der nördlichen Oberpfalz. Man kämmt das Frauenhaar über mächtige Wülste in schwindelnde Höhen; man trug in Ehren den Männerzopf, die Schnallenschuhe und die Wechselfälle eines langen Lebens. Man erzog fünf Söhne und zwei Töchter zu honetten Menschen und gewann Schwiegertöchter und Schwiegersöhne aus angesehenen, auch aus adeligen Familien. Man pflegte vor dem oberen Tore nächst dem hölzernen Brückchen einen Garten und züchtete Rosen, deren grande beauté Aufsehen erregte. Aber als man sich einst unterfing, das Wasser aus dem Stadtbach nicht nur „zur besseren Bestellung“ besagten Gartens hereinzuleiten, sondern mit Schaden des publici zu einem beständigen Lust- und Springbrunnen laufen zu lassen“,

legten sich Bürgermeister und Rat ins Mittel und verboten solchen Übermut ernstlich. — Man parlierte mit Vorliebe französisch und dokumentierte dadurch einwandfrei, daß man zur *crème* der Gesellschaft gehöre. Man legte den Kindern in französischen und lateinischen Stammbuchversen echt deutsche Lehren ans Herz, wie zum Beispiel das väterliche

A Dieu complaire,
chacun servir,
jamais mal faire
c'est mon désir

oder

Inter utrumque tene,
medio tutissimus ibis.

Daneben steht aber auch auf gut deutsch das Bibelwort: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang“, unterschrieben mit: „Deine bis in den Tod getreue Mutter Sophie Charlotte von Sperl“.

Und als man sich endlich nach 83 Jahren des Erdendaseins zu seinen Vätern versammelte, blieben die überlebenden Kinder in angesehenen Positionen zurück.

Der älteste Sohn freite wider den Willen ihrer Eltern eine Baronin Schatte, brachte es bis zum kurbayrischen Oberstleutnant und beschloß als Kommandant der in der Weltgeschichte

nicht weiter bekannten Festung Osberg ein Leben, daß er sich und seiner Gemahlin durch „heftige Gemütsart und jähen Zorn“ ungebührlich zu erschweren gewußt hatte.

Sein Bruder Leonhard von Sperl ging in kursächsische Militärdienste. Als junger Leutnant schrieb er seinem Bruder ins Stammbuch:

Drey Ding in dieser Welt
Schließt mir mein Wünschen ein:
Gesund, mein eigener Herr
Und niemals schuldig sein.

Er machte die Feldzüge der Jahre 1778 und 1796 mit, heiratete auf das Rittergut Eilenfeld und beschloß als verabschiedeter Major und Erb-
lehen- und Gerichtsherr auf Langenreichenbach und Gräfendorf sein Dasein.

Wildbewegt in der Jugend, still und einsam im Alter verfloß das Leben seines Sohnes Wilhelm von Sperl.

Im Jahre 1802 schrieb er als Leutnant seinem jüngeren Bruder in Anlehnung an die Seumeschen Verse mit bezeichnendem Zusätze ins Stammbuch:

Werde Mann und groß durch eigne Kräfte
Und überlaß nie andern ein Geschäfte,
Das du noch selbst zu enden magst.
Sei Harmonie in Wort und Tat und weiche
Kein Haar breit; stark wie eine Königseiche
Und felsenfest sei, was du sagst.

Er ist ein Kind des Feldlagers gewesen. Mit zehn Jahren war er in das Regiment getreten, in dem sein Vater ein Bataillon kommandierte. Mit fünfzehn Jahren wurde er Fähnrich. Da geschah es wohl, daß sein Vater zur Schonung der jungen Kräfte die Bataillonsfahne dem Sohne abnahm und einem Unteroffizier zu tragen gab. In sieben Feldzügen der napoleonischen Zeit bewährte er sich als tapferer, kaltblütiger Soldat und einsichtsvoller Führer. 1796 kämpfte er am Rhein, wurde bei Jena zum erstenmal verwundet, erlitt bei Boltowa die zweite Blessur und war einer der wenigen, die aus dem russischen Feldzug wieder heimkamen. Er befehligte in dem berühmten Bajonettkampf auf dem Kirchhof von Großbeeren das sächsische Grenadierbataillon Sperl gegen die Preußen, kam in der Völkerschlacht wieder in Aktion, rückte mit den verbündeten Armeen in Frankreich ein und blieb dort fünf Jahre in Besatzung. Der Friedensschluß hatte den Teil Sachsens, in dem seine Heimat lag, vom Hauptlande getrennt. Lockende Anerbietungen traten auch an ihn heran. Aber als treuer Untertan seines Königshauses verschmähte er, in preussischen Diensten rasches Vorrücken zu suchen. So wurde er nach einem Duzend Jahren erst Oberstleutnant. Nun mach=

ten sich aber auch allgemach die Folgen der Feldzüge bemerkbar, und nach weiteren fünf Jahren sah sich der Sichteleidende gezwungen, seinen Abschied zu nehmen. Ungern entließ ihn König Friedrich August, der ihn persönlich schätzte. Er behielt ihn zur Disposition und bot ihm noch wiederholt das Kommando eines Regiments an. Aber Sperl fühlte sich neuen Aufgaben körperlich nicht mehr gewachsen. Er lebte mit einer unvermählten Schwester auf seinem Gute Langenreichenbach und baute mit der alten soldatischen Pflichttreue seinen Kohl. Später zog er nach Wurzen, endlich nach Dresden. Auch dort hauste er mit seiner Schwester und verbrachte, im Kreise alter Kriegskameraden, den Abend seines Lebens. Alle seine näheren Verwandten verehrten in ihm den Versorger und Vater. Ihnen zuliebe hatte er längst auf eine Vermählung verzichtet.

Der Bruderkrieg des Jahres 1866 schmerzte ihn tief, obwohl er sich der Größe der anbrechenden Zeit keineswegs verschloß. Aber mit Grimm pflegte er zu betonen, daß vier liebe Verwandte in der preussischen und ebensoviele in der sächsischen Armee dienten und bereit waren, sich die Hälse zu brechen.

Er wird als ein hochgewachsener, schlanker Mann geschildert; als ein Mann von stolzer

Bescheidenheit, lauterer Klarheit, militärischer Ordnungsliebe, schweigsam, streng gegen sich, mild gegen andre, wenn auch zuweilen ein wenig ironisch. Im Schlachtengetümmel aufgewachsen, war er ein entschiedener Gegner des Duells. Er gehörte nach dem Urtheil eines, der ihn genau kannte, zu den seltenen Männern, die ihrer Überzeugung gewissenhaft treu bleiben und sich nie durch äußere Vorteile zu Handlungen bestimmen lassen, die sie nicht mit ihrem Ehrgefühl vereinigen können.

Mit Behmut sah er, daß der Mannesstamm seiner engeren Familie mit ihm aussterben werde. Dem wollte er vorbeugen.

Sein jüngerer Bruder, ein kleiner Gutsbesitzer, war frühzeitig auf der Jagd ums Leben gekommen, und wenige Jahre darauf war ihm seine Gattin im Tode gefolgt. Zwei anmutige Mädchen von vierzehn und zwölf Jahren standen elternlos und wenig bemittelt vor dem Kampfe ums Dasein. Da nahm sich ihrer der alte Onkel an und gewährte ihnen Heimat und Erziehung. Allerdings eine Erziehung nach einfachstem, soldatischem Zuschnitt und so stramm, daß die kleinen Nichten in Gegenwart des Onkels ungefragt kein Wort zu äußern wagten. Die Ältere von ihnen, Marie, vermählte sich mit neunzehn Jahren

dem Landgerichtsrate Dr. Georg Siemens aus dem nachmals so berühmt gewordenen Erfindergeschlechte. Ihr Mann entwickelte in der Folge als Justizrat beim Berliner Geheimen Obertribunal eine bedeutende Thätigkeit und zog sich endlich von den Geschäften auf sein Rittergut Wendisch-Ahlsdorf bei Jüterbog zurück.

Aus dieser Ehe stammte ein einziges Kind, Georg mit Namen, und auf ihn gedachte der Großonkel Sperl durch Adoption den Namen und das Wappen zu vererben.

Allein der Vater, stolz auf das eigne alte Geschlecht, konnte sich nicht entschließen, den Sohn aus der Sippe zu lassen, und knüpfte seine Einwilligung an die Bedingung, daß ihm zuvor ein zweiter Sohn geboren würde. Da dieses Ereigniß nicht eintrat, blieb der junge Georg Siemens, was er von Geburt war, und hat später als Direktor der Deutschen Bank, Begründer der anatolischen Eisenbahnen und der Bagdadbahn und als Politiker seinen Namen weithin bekannt gemacht. Und er mußte Georg von Siemens heißen, nicht aber Georg von Sperl; denn sein Finanzgenie war unzweifelhaft nicht von seinen Sperlschen Ahnen auf ihn gekommen.

Am Abend ihres Lebens habe ich die greise Schloßfrau von Ahlsdorf, Marie Siemens, ge-

borene v. Sperl, kennengelernt. Ich rechne den Tag, den ich unter den hohen Bäumen von Ahlsdorf verlebte, zu den freundlichsten Erinnerungen meines Lebens und habe vor dreißig Jahren der verehrten Freundin meines Vaters in meinem Erstlingswerkchen, frei dichterisch gestaltend, ein kleines Denkmal zu setzen versucht.

Werbe- und Liebesbriefe aus der Zeit des Rokoko

Was erzählen denn die Chroniken der Geschlechter? Im Grunde doch nur das Ungewöhnliche, das ist das Hoherfreuliche und das Tieftraurige im menschlichen Leben. Verschwiegen aber wird gemeinhin das Selbstverständliche, das Alltägliche.

Und alltäglich ist der Wechsel von Licht und Finsternis und seine Wirkung auf den Staubgeborenen. Alltäglich ist das Erwachen des Frühlings und das Ersterben des Jahres. Ist das Rauschen des Kornes wie das Knirschen des Schnees. Ist das Funkeln der Sterne, die Glut der Sonne, der Schatten des Hauses. Ist das Flüstern der blühenden Linde wie das Brausen des gärenden Mostes. Ist das Knarren des Erntewagens wie das Zischen des Apfels im Ofen. Ist das Werben um Liebe, das Hoffen und Zagen, die selige Erfüllung an einem warmschlagenden Herzen. Ist das Keimen eines jungen unbekanntem Lebens und das wonnige Fallen des erwachenden Kindes. Ist die Spannung des

Tages, die Ruhe des Abends, die Lösung der Nacht. Ist flüchtige Befriedigung, ist ungestillte Sehnsucht hinauf über die Sterne. Ist das zitternde Ahnen dereinstiger Wandlung.

Davon ist nur wenig oder nichts zu lesen in solchen Chroniken. Und deshalb sind Chronikblätter dürre Blätter. Trocken wie raschelndes Laub, das der Herbst von den Bäumen gestreift hat.

Und doch, es gibt eine Ergänzung der Chronik. Das ist der Brief.

In schriftlicher Wechselrede mit seinen Lieben und Vertrauten gibt sich der Mensch zumeist, wie er ist, und gewiß denkt er gar nicht daran, daß dies leichte Blättchen unter seiner gleitenden Feder am Ende ihn selbst überdauern könnte, wenn es der Zufall so fügt. Gerade dadurch aber werden solche Zeilen, wird namentlich auch das, was zwischen ihnen steht, zum unverfälschten Zeugnis für den, der zu lesen vermag.

Nur haben sich leider Familienbriefe aus ferner Vergangenheit, zumal Briefe des Mittelstandes, der nicht an der Scholle klebt und nicht über altererbte Häuser gebietet, ganz verschwindend selten erhalten. Und wären diese Mittelstandsleute auch seit Jahrhunderten sesshaft gewesen — es kommt immer wieder zu einem großen Reineinmachen in den Wohnungen der Sterblichen, und

Zufall ist's, wenn dann solch ein vergilbtes Bündel all den Wechsel der Zeit überdauert. Familienbriefe sind eben auch nichts andres als Blätter, die der Wind von den Bäumen gestreift hat.

Haben sie sich aber durch alle Fährnis gerettet, dann steigt ihr Wert mit jedem Jahrzehnt.

Da leuchtet über ganze Generationen herüber gleich dem Lichte eines erloschenen Sternleins etwa ein bescheidenes Glück. Da spiegelt sich die Sonne von heute in Tränen, die längst von den Wangen gewischt sind. Da spricht leise die Hoffnung, da klagt verklärt die Enttäuschung. Da stehen die Toten auf, und ihr Blut pocht in den wieder jung gewordenen Adern. Da tönen längst verhallte Schritte, da erwacht längst verklungenes Lachen, da rauschen altmodische Gewänder, da knistert verblichene Seide hochzeitlicher Tage.

Das sind die Briefe, und das ist ihr Wert. —

Solch ein altes Bündel liegt auf meinem Tische; schön geschriebene Briefe auf starkem, zum Teil grobem Papier. Nichts Bedeutendes. Nein, gar nichts Bedeutendes. Nur die Geschichte vom Sichsuchen und Sichfinden zweier Menschenkinder. Nur das uralte Lied von der Liebe, uralt wie das Atmen des Meeres. Im altmodischen Gewande kunstvoll gedrechselter Sätze. Und doch — unter der seltsamen Verkleidung

das Menschenherz, wie es war, wie es ist und wie es pochen wird bis ans Ende der Tage.

Ich glätte die rauhen Vögelein und lasse das Licht von heute auf ihre gebräunten Schriftzüge fallen. Werde ich viele finden, die mit mir zu lesen verstehen? Vielleicht nur den einen und andern. Und das genügt. —

Mein Ururgroßvater Andreas Sperl lebte und wirkte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts als kurfürstlicher Amtsbürgermeister in Bohenstrauß; der letzte meiner Vorfahren, der in der alten Heimat ansässig war, und der jüngste von vier Brüdern. Einer von ihnen war Pfarrer in Neufkirchen bei Weiden.

Und von diesem Georg Alexander und seiner Braut sind meine Briefe geschrieben.

Er hatte die Universität Altdorf besucht, war Rektor der Lateinschule in Weiden geworden und wartete nun als Diakon der Berufung ins Pfarramt. Da ging er aus und suchte unter den Töchtern des Landes eine Frau.

Und siehe, im nahen Sulzbach blühte dem reichen Hofkammerrat Trexel, seinem insonderheit hochzuverehrenden Herrn Better, eine Tochter, Margareta Rosina mit Namen.

Zwei Jahre schon hatte der Diakon in dem Verwandtenhause verkehrt, und jetzt, wo es galt,

sich fürs Leben zu binden, kehrten seine Gedanken immer wieder zu der lieblichen Base zurück.

Aber noch hatte er nicht den geringsten Anhalt dafür, daß sich auch ihre Gedanken mit seiner Person beschäftigten. Nein, nicht den geringsten.

Da faßte er sich am zweiten Ofterfeiertage des Jahres 1761 ein Herz, nahm einen Bogen größten Zuschnittes und schrieb ihr geradeswegs einen Werbebrief.

Man lebte in einem außerordentlich höflichen Zeitalter, und die Courtoisie hatte allenthalben um die Angehörigen der höheren Stände und des Mittelstandes Grenzzäune gezogen und Schlagbäume errichtet, die nicht so einfach zu überwinden waren. Namentlich nicht, wenn es sich um ein sorgsam behütetes Jüngferlein und um eine so gute Partie handelte. Auch dann nicht, wenn man sich rühmen durfte, ihr Better zu sein.

Das fand vor allem seinen gewichtigen Ausdruck in sorgsam abgewogenen Titulaturen und einer Fülle von Höflichkeitsformen.

Hundertundfünfzig Jahre früher war nur die Tochter des Fürsten das „Fräulein“ schlechtthin gewesen. Selbst die adlige Hofdame hieß Jungfer. Jetzt genügte diese Anrede nur noch der kleinen Bürgerstochter. Das Kind des vornehmen Hofkammerrats aber war zum Fräulein befördert

und selbstverständlich „hochedelgeboren“ wie ihr Herr Vater. Hundert Jahre vorher noch hatten sich große Geschlechter den Titel „Wohlgeboren“ am kaiserlichen Hofe um schweres Geld gekauft. Titel haben starke Ähnlichkeit mit Münzen. Beide nützen sich ab und sind fortschreitender Entwertung unterworfen. Und das ist gut.

Also schrieb Georg Alexander Sperl:

Hochedelgebohrne Hochzuverehrende Fräuln Baas. Eu. Hochedelgeb. bitte zuvörderst um Verzeihung, wenn allenfalls der Inhalt dieses Brieffs denenselben nicht allzuwol gefallen solte, und ich will auch solchen, mit Vermeidung aller Weitläufigkeiten, alsogleich zu erkennen geben. Ich bin nemlich nunmehr zu dieser Zeit mehr als jemals entschlossen, meinen bisher ledig geführten Stand alles Ernstes zu verändern und nach einer solchen Person mich umzusehen, mit welcher ich meine Lebens Zeit in einem zufriednen Stande hinbringen könnte. — Eu. Hochedelgeb. nun wären nach meiner Wahl vollkommen dieienige Person, von der ich diese gute Hoffnung hätte, und es kommt also lediglich darauf an, ob Dero Gesinnung eben die nemliche sey, wie die meine ist, ob sich Dieselben getrauen, Ihre Lebenszeit im ehelichen Stande mit mir hinzubringen und ob Sie auch mit meinen der-

maligen Umständen noch mit mir zufrieden seyn wolten. — Solten sich denn Dieselben zu meinen nicht geringen Vergnügen hiezu entschließen, so bitte ohnmaßgeblich und unbeschwert solches im balden schriftlich mir Kund zu machen, damit ich alsdenn höhern Orts gehen und förmlich um Dieselben Ansuchung thun könne. Denn ehe ich zu dem letztern schreite, muß ich vorher wissen, wie ich mit dem erstern daran bin und wessen ich mir von der Hauptperson zu versehen habe, wie ich denn Eu. Hochedelgeb. hiemit versichere, daß Dero Ja ein Mein gelten solle, daferne Deroselben hochwerthester Herr Papa nicht darein willigen würden. — In Hoffnung nun, bald einige Zeilen zu meinem Wolgefallen von Denen-selben zu lesen, habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung und Zärtlichkeit zu seyn und zu verbleiben Eu. HochEdelgeb. gehorsamster Diener Alexander Sperl.

Der Zeitpunkt war nicht günstig für eine Werbung. Die Antwort ist nicht vorhanden; sie mag recht zurückhaltend ausgefallen sein. Lange Monate wartete der Bewerber, und immer näher rückte der Tag seines Amtsantrittes. Da endlich griff er abermals zur Feder und wiederholte seine Bitte:

Eu. Hochedelgebohrn werden sich noch gütigst

zu entsinnen wissen, daß ich allbereit vor 8 Monaten mir die Freyheit genommen, Denenselben eine gewisse Eröffnung zu thun, die Dero eigne hochwerthste Person betroffen, als welche ich nach des Herrn Willen zu meinem künfftigen Ehegatten ausersehen hätte. Die Antwort, die mir Dieselben hierüber zu ertheilen beliebet, gieng dahin, wie Sie wegen damaliger sehr betrübten Umstände halber, in welche Sie durch den Tod Dero hochwerthester Mama gesetzt worden, keine Erklärung von sich geben könnten noch wolten, folglich auch ich nicht anderst konnte, als eine Zeit lang inne zu halten. Nachdem aber diese Hindernisse größtentheils gehoben sind, und ich noch immer auf meiner vorigen Entschliessung beharre und mich glücklich schätze, Deroselben angenehme Person besitzen zu können, so bin ich denn so frey und wiederhole abermal meine vorige Anfrage, nemlich ob Sie sich entschliessen können und wollen, sich mit mir ehelich sprechen zu lassen und mit mir zu ziehen, aber nun nicht mehr nach Weyden sondern nach dem lieben Neunkirch, und daselbst ihre Lebens Zeit hoffentlich vergnügt mit mir hinzubringen. — Ich bitte mir hierüber ohnmaßgebigst eine baldige erfreuliche Nachricht aus, um so mehr, da mein Aufzug nach Neunkirch 8 Tag nach dem neuen Jahr festgesetzt ist, mithin

auf eine dergleichen Veränderung des Standes nunmehr nothwendig sehen muß. Ich bin mit allerdenklicher Hochachtung Euer HochEdelgebohrn ganz gehorsamster Diener Alexander Sperl. Weiden den 28 Nov. 1761.

Diesem Briefe widerfuhr ein übles Schicksal. Woche um Woche blieb die Antwort aus. Da wagte Sperl, vor Neujahr einen kurzen Glückwunsch zu schreiben. Dann endlich bekam er ein Lebenszeichen. Aber war der Auserkorenen inzwischen zugetragen worden, daß er sich auch anderwärts umgesehen hatte? Fast will es so scheinen. Sicherlich war bei ihr noch lange nicht die gleiche Neigung erwacht. Ihr Schreiben lautete frostig genug.

Die Aufschrift ist natürlich französisch: A Monsieur Monsieur Sperl pasteur aux Eglises Evangeliques qui sont à Neukirch, Mantel et Rothenstadt à pres. à Weiden. Der Inhalt gut deutsch:

Hochwohllehrwürdiger, Hochgeehrtester Herr Better. Es ist mir durch eine frembde Persohn ein Brief von Ihnen überbracht worden, welcher ganz abgeschmuzt u. wie ich vermuthe aufgemacht worden. Lezeres aber kan auch nur eine Vermuthung seyn; haben Sie die Güte u. melden mir durch wem Sie diesen Brief nach Sulzbach

gebracht haben. Ich dancke vor den Neujahrs Wunsch, und wünsche im Gegentheil alles beständige Wohlergehen, u. fernere dauerhafte Gesundheit. Sie verlangen von mir eine baldige Erklärung, und warum so schnell? Ist der Aufzug die Ursache, so lassen Sie sich deswegen nichts hindern, sondern stellen alles nach Dero eigenen Wohlgefallen und Gutbefinden an. Die ich Ihnen dazu alles Gute anwünsche. Oder haben Sie andere Absichten? So seyn Sie so gütig u. eröffnen mir solche, so werde ich darinnen nicht hinderlich seyn. Daß ich aber eine längere Zeit nöthig habe, um einen Schritt wohl zu bedenken, denn man nicht wieder zurück treten kan, werden Sie mir nicht ungütig nehmen. Ich überlasse es aber Dero Wohlgefallen, ob es Ihnen nicht zu lange wird, biß ich nach Sulzbach komme, allwo ich den Willen meines Vatters zu Rathe ziehen will, und alsdann sollen Sie zu was ich entschlossen bin, gewieß vernehmen. Auch darinnen werde ich den Willen meines Pappas nicht zuwieder seyn. Die ich mit aller Hochachtung verharre Dero aufrichtige Freundin
Margaretha Rosina Treplin. Inschwang den
7. Jan. 1762.

Einen Monat wartete Sperl. Er bezog seine Pfarrei, und es war eine fette Pfarrei. Dann

bekam die „Fräuln Baas“ wieder einen Schreibebrief:

Neunkirch den Tag nach Lichtmeß 1762. Dieß ist der erste Buchstab und Brieff, so ich von meinem lieben Neunkirch, in welches ich gestern den Einzug gehalten, abgehen lasse, und da er an eine so angenehme Person gestellet ist, so habe ich ihm den freundlichen Auftrag gethan, er mögte mir auch eine angenehme Antwort verschaffen. Keine Zeit habe ich ihm nicht vorgeschrieben, weil ich besorgt, er mögte dadurch einige Ungunst erwecken, wiewol ich diese Zeit her immer mit Schmerzen auf eine mir begünstete Erklärung aufgesehen habe und noch alltäglich aufsehe, um in balden mit meiner Auserwehlten und Verehrungswürdigen vereinigt zu werden. Fürchten sich Eu. Hochedelgeb. nicht, als ob Sie einen gefährlichen Schritt thäten, denn in dem Fall wollte ich Denenselben zugestehen, allezeit einen solchen wieder zurück thun zu dörrfen. Nicht sage ich solches, als ob ich die Sache vor gleichgültig ansehe, gar nicht, ich versichere vielmehr, daß, wenn mir anderst noch das Glück günstig ist, ich mich vor andern in unserm Lande recht glücklich schätze und zu schätzen habe, sondern nur damit die Versicherung zu thun, wie Dieselben auf keinerley weise durch mich sollen gefährht

werden. Übrigens melde auf Dero Befehl, daß mein voriger Brieff durch Hn. Landgerichtschreiber mitgegeben worden, mit Bitte, solchen in Dero hochwerthesten Herrn Papa Behausung zu schicken, wäre mir also leyd, wenn etwas unanständiges geschehen wäre. Ich verharre usw.

Wieder muß er lange warten. Es hat den Anschein, als ob im Hause der Auserwählten Einflüsse gegen ihn wirken. Er bekommt abermals einen kühlen Brief. Seine Antwort lautet:

Wenn doch nur auch einmal die erwünschte Zeit herbey käme, da ich Deroselben sonst so angenehme Brieffe mit weniger Furcht eröffnen und durchlesen könnte, als bißhero immer geschieht! Denn so oft ich die Ehre habe, deren von Dero schönen Hand zu bekommen, so oft erbreche ich sie mit einiger Furcht und Schrecken, darum weil zu der Zeit das unangenehme in meinem Herzen eher hervortritt als das angenehme, und jenes ebenso gewiß werden könnte, als dieses noch ungewiß ist . . . Aber mein allerliebstes Kind, warum lassen Sie mich so gar lange in einer so verdrüßl. Ungewißheit, zumal, da ich befürchte, der Feind der wider meinen Willen auch Wissenschaft hievon hat, mögte die Gelegenheit solcher Verzögerung sich zu Nutzen machen und Unkraut austreuen. Sind Dieselben anderst gesonnen, eine Ver-

änderung des Standes zu treffen, warum nehmen Sie sovielen Anstand, demienigen sich anzuvertrauen, dem Sie sich wol am ersten und sichersten anvertrauen dörften, da Sie meine Gemütsart schon von mehrern Jahren kennen, die zu der Ihrigen am schicklichsten seyn wird, als die gelind und zärtlich ist. Zu Eu. Hochedelgeb. habe ich zu ieder Zeit einen ganz besondern Zug in meinem Herzen gespürt, und kan wol aufrichtig versichern, wie Sie meine erste Liebe gewesen, und wenn ich vor diesem nach meinen damaligen Umständen ia anderst wohin sehen müssen, so haben sich doch meine Augen gar bald abgewendet, wenn mir Dero schöne und annehmliche Person beygefallen, so daß mir auch das schöne nicht mehr schön vorgekommen ist. Aber eben da ich dieses schreibe, werde ich ganz frölichen Muts, und dünckt mich ganz zuversichtlich, ich werde im balden etwas angenehmes zu lesen haben, der ich in dieser gewissen Anhoffnung mit all erdencklicher Verehrung verharre usw.

Seine Hoffnung hat ihn nicht getäuscht. Noch im gleichen Monat darf er sich das Jawort im Hause der Geliebten holen.

Auf einem Kanzleibogen versicherte er nach seiner Rückkehr der „Hochedelgebohrenen“, daß er recht vergnügt und freudenvoll von Sulzbach

abgereiset, nachdem er von Denenselben die angenehme Erklärung erhalten, daß er Besitzer von Dero schönem Herzen werden solle. Sein inniger Wunsch sei nur der, daß er „hiezuvollends ie eher ie besser gelangen mögte“.

Aber auch nach dem Verlobungskusse vollzieht sich der Briefwechsel in den gewähltesten Formen; noch immer ist die Braut die „HochEdelgebohrene hochzuverehrende Fräuln Baas“, noch immer herrscht das feierliche Sie, und das erste Schreiben des glücklichen Bräutigams schließt mit den Worten: „Eines wolte mir aniezo gehorsamst ausgebetten haben, daß sich Eu. HochEdelgeb. mögten gefallen lassen, durch rückkommenden H. von Pudewels nur etl. Zeilen mitzugeben und mich Dero hochschätzbarsten Gewogenheit zu versichern.“

Die „Hochedelgebohrene“ tritt nun entschieden aus ihrer Zurückhaltung heraus. Schon der nächste Brief lautet einigermassen natürlich:

Dero glücklich und vergnügte Nachhaußkunft hat mich sehr erfreuet. Wie soll ich Ihnen mein Theurester und bester Freund die Zärtlichkeit mit welcher ich Ihnen ergeben bin genugsam ausdrücken, doch Sie werden zufrieden seyn, wan ich sage, daß ich mehr empfinde als ich Ihnen beschreiben kan. Daß alle meine Wünsche auf Dero Wohl gerichtet sind. Das ich wünsche, Ihnen

das beschwerliche so bald es möglich ist erleichtern zu können. Nur Ihnen ist mein Herz gewiedmet. Sie alleine sind die Person mit welcher ich hoffe glücklich zu seyn, und in der Stille und Zufriedenheit mein Leben hinzubringen. Sie Theuerster Freund können nach Dero eigenen Befehlen die Reise hieher vornehmen. Nur haben Sie die Güte, u. bestimmen den gewissen Tag, wann wir die Ehre, u. das Vergnügen haben Dieselben zu sprechen.

Aber das, was nun zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn besprochen werden muß, die Frage der gewichtigen Mitgift, berührt ihr zartes Gemüt peinlich. Sie erklärt, daß sie alles den Männern anheimgibt:

Dasjenige was verabredet werden solle wird bald geschehen seyn, indeme es wegen der Hauptsache keinen Anstand haben kan, was einige Punkte anbetrifft die überlasse ich dem Papa, und verlange solches gar nicht zu wissen, sondern womit Sie Theuerster Freund zufrieden sind, das wird mir gewieß recht u. angenehm seyn. O könnten wir nur alles Weitläufftige dabey überhoben seyn.

Sie erwartet nun jede Woche einen Brief, nur setzt sie sogleich vorsichtig hinzu: Solten Sie aber nicht allezeit von mir wieder meinen Willen Briefe erhalten, So seynd Sie versichert,

das ich gewiß niemahln aufhören werde, mit der zärtlichsten Liebe Zeit Lebens zu seyn Dero treu ergebene Freundin Margaretha Rosina Treghlin.

Beglückt antwortet er:

Hochedelgeborne Hochzuverehrende Fräuln Baas. Mein auserwehltes, mein allerliebstes Kind. Nun nenne ich Sie so, nachdem es mir endlich gelungen, daß ich das Vergnügen habe, Eu. Hochedelgeb. so nennen zu dörrffen. Nicht nur nenne ich Sie so, sondern Sie werden mir auch mein allerliebstes Kind seyn und bleiben, solang es mir von oben herab wird gegönnet seyn, mich zu regen und zu bewegen. Gewiß all mein Sinnen u. Denken soll stets dahin gehen, Ihnen alles wahre Vergnügen zu verschaffen, und wie ich Ihnen das beschwerliche dieses Lebens so viel möglich versüßen möge. — Aniezo aber dancke Eu. Hochedelgeb. auf das gehorsamst verbindlichste, daß Sie sich gefallen lassen, mir eine so liebeiche u. zärtliche Zuschrift zuzustellen, darinnen Sie mir die Schenkung dessen, was Ihr vornehmstes ist, vom neuen versichert, so mir damals von meiner überaus beschwerlichen Hin u. Herreise wol ein rechtes Labsal gewesen. Ich habe bey freudiger Eröffnung derselben auf nichts mehr gesehen als auf die Unterschrift, wie selbige be-

schaffen seyn möge, u. wie ich das angenehme Wort Treu erblicket, erst umgekehrt und alles mit sonderbarem Vergnügen glesen und öftters überlesen.

Aber noch geht es wie leises Zittern durch seine Zeilen, noch bangt er um sein Glück, wenn er schließt:

Und dieses um so mehr, nachdem ich kurz vorher durch eine gewisse Frage eines andern bald sollen irre gemacht werden, wie ich auf den dritten Ostersfeyertag ein mehrers mündlich und persönlich zu erzehlen die Ehre haben werde, der ich biß dahin mich mit den zärtlichsten Gedanken unterhalte, dabey aber auch immer an die Verehrung gedente, die ich bey solcher Zärtlichkeit nie getrennt werde seyn lassen Euer Hochedelgebohrn treu gehorsamer Diener.

Weitere Prüfungen bleiben ihm erspart. Aber auch er empfindet die unvermeidliche Erörterung der Wittgift als eine peinliche, wengleich im Grunde vermutlich recht erfreuliche Aufgabe. Nur der Vater zeigt sich als Geschäftsmann, der klare Verhältnisse über alles zu schätzen gewohnt ist:

Eu. Hochedelgeb. beliebten letzens zu melden, wie Sie gerne sähen, daß bey noch vorsehender gewöhnl. Verabredung [d. i. des Ehevertrages] alles weitläuffige unterbleiben mögte, und eben

dieses ist es, was ich hauptsächlich gerne u. von Herzensgrund wünschte, ja wenn es nach meinem Wünschen gienge, so sollte dergleichen ausgesetzt bleiben, bis an unsern Hochzeittag, welches alsdann bey einer viertel Stunde könnte vorüber und gethan seyn. Jedoch sey es ferne, daß ich Deroselben hochzuwenerirendem Herrn Papa hierin die allermindeste Maas setzen wolte, was geschehen und unterbleiben könnte, sondern dessen Wille soll auch mein Wille seyn.

Um eins bittet er jetzt schon und weiß sich in diesem Wunsche eins mit der Geliebten:

Was die Hochzeit selbst betrifft, so soll auf Seiten meiner alles in die engste Schranken gesetzt werden, als mein Bruder zu Sulzbach mit seiner Frauen. Denn an diesem Tag, welcher der einzige in meinem Leben ist, mag ich von einem unruhigen u. verdrüßl. Gepräng nichts wissen, welches auch gedachtem meinem Bruder zuwider wäre.

Und endlich bittet er ungeduldig:

Übrigens wolte Eu. Hochedelgeb. nochmalen gehorsamst ersuchen, den Bedacht in allen Stücken dahin zu nehmen, daß ich Sie, mein allerliebstes Kind, bald dahier sehen möge, nicht nur in Vergnügen unsere Zeit und Tage anzufangen, sondern daß mir auch das beschwerliche in andern

mir nicht zukommenden Dingen mögte abgenommen werden.

Der Ärmste muß sich noch geraume Zeit gedulden, bis er aus dem so sehnlich herbeigewünschten Brautstande herauskommt.

Immer heißer schlagen die Herzen. Ein kurzer Besuch in Sulzbach erhöht das Verlangen. Immer natürlicher werden die Briefe. Nur die gewundene, wohlabgezirkelte Form bleibt die gleiche. Aber schon läßt die Kokodame einer gewissen Schalkheit die Zügel schießen. Es macht ihr offenbar Spaß, den Geliebten ein wenig zappeln zu sehen:

Wann Sie Besitzer meines Herzens, so glücklich und vergnügt nach Hause gekommen sind, als ich wünsche, so erfreuet es mich von Herzen. Aber schon so lange weg, und noch keinen Brief. Eine kleine Strafe sollen Sie dafür zu erwarten haben, 14 Tage werden Sie keinen Brief von mir bekommen. Ob Sie es aber vor eine Strafe halten, das weiß ich nicht.

Doch gleich wird sie wieder ernsthaft:

Nun come ich erst zur Haupt Sache, warum ich schreibe. Da Dero Nahmens Tag so nahe ist, so habe die Ehre Ihnen von Herzen zu gratulieren, begehen Sie diesen Tag recht vergnügt. Aber nicht nur diesen Tag, sondern alle Tage

wünsche ich mit Zufriedenheit der Seele hinzubringen . . . Mein Wohl, meine Zufriedenheit, u. Vergnügen wird von den Ihrigen abhängen.

Dabei bewegen Hausfrauensorgen ihr Herz. Der Hausrat wird in Bohenstrauß hergestellt, und die große doppelte Himmelbettstatt ist wohl schon längst fertig. Nur noch eine einfache Bettstatt fehlt. Und so schreibt sie in einem der zierlichen Postskripten, die sie so liebt:

Dörffte ich nicht bitten, das Sie so gütig wären, u. in Bohenstrauß noch eine einfache Bettstatt bestehlen lassen, wan es Ihnen keine Beschweruß verursachte. Entschuldigen, u. verzeihen Sie dabey meine Freyheit.

Neckisch und ungeduldig zugleich antwortet er:

Euer Hochedelgeb. angenehme und zärtliche Zuschrift habe mit sehr vielen Vergnügen durchlesen, und nun ganz richtig beschlossen, Denen-selben bey dem ersten Eintritt in mein Haus die Stelle eines geheimen Secretairs zu übertragen, indem ich Sie ie mehr u. mehr sehr geschickt dazu befinde, nicht nur wegen des guten Stellens [d. i. Stils], sondern auch wegen des netten Schreibens. Gewiß ich bin nicht wenig erfreut, daß mir das Glück worden, einen solchen Ehegatten zu überkommen, welcher zu mehr als zu einerley zu gebrauchen ist, und wer weiß,

wie viele verborgene gute Dinge und Eigenschafften mein allerliebstes Kind noch an sich hat, deren ich mich einstens mit gutem Nutzen bedienen kan? Aber wenn wird wohl diese angenehme Zeit erfüllet werden? So vieles zu schreiben und nicht einmal so viel zu schreiben, wenn die Hochzeit sein soll? Diese Erinnerung wird darum vonnöthen seyn, weil ich außser diesem auf Executions Mittel denken muß. Der Commod Kasten und die Bettstatt ist bestellt, auch die einfache. Warum soll aber eine einfache dabey seyn? etwa wenn Sie vor gut befinden, iährlich einmal 6 Wochen mit mir zu zürnen und sich von mir abzusondern? Wenn diß die eigentl. Ursache ist, so ist in der That unter allen nichts, das ich lieber bestellt habe, als diese einfache Bettstatt, und ich werde mich zu selbiger mit größtem Erfreuen zu meinem allerliebsten Kind hinsetzen.

Troßdem geht die Angelegenheit nur langsam vorwärts.

Immer Briefe, lauter Briefe, heißt es in einem Schreiben vom 1. Mai 1762, nichts als Briefe u. doch keine Frau. Dieser und noch einer, und sonst keiner mehr, alsdann lasse ich mich proclamiren. Wornach sich also zu achten u. vor Schaden zu hüten hat. Ernstlich aber, so ersuche dieselben inständigst, die Beschleunigung zur bal-

digen Hochzeit sich bestens anbefohlen seyn zu lassen, indem der Schade u. der Nutzen von selbst einzusehen ist, der ich mich gehorsamst u. bestens empfehle mit ewiger Treue verharrend.

Immer dringender wird sein Bitten:

Was mag wol die Ursache seyn, daß ich am lezt verwichnen Posttag keinen Brieff gar keine Zeile erhalten? Sind etwa die lieben Hände von der unvermuthet eingefallnen Frost erstarrt gewesen, oder hat solche gar einen Einfluß in die Liebe? Im letztern Fall wäre mir übel gerathen mit dem Winter . . . Nur schade, daß der schöne Mey so verstreicht ohne des andern und ungleich schönern, lieblichern und angenehmern Meyß meines annehmlichen Kindes genießen zu können. Gewiß es wird zum öfftern Vorwürffnißfalls setzen, die nicht geringe sind. Inzwischen machen Sie sich, meine Auserwehlte, die noch kurze Zeit Ihres Aufenthalts in Sulzbach wol zu Nutzen, jedoch ohne Schaden und Nachtheil meiner, daß Sie dabey mich nicht vergessen, gleich wie Sie sich im Gegentheil von mir dörrfen versichert halten, daß ich Sie täglich in Gedanken recht vielmal herze und küsse, und mir überhaupts vorstelle, wie zufrieden und vergnügt ich mein Leben mit Ihnen als meinem allerliebsten Kinde hinbringen werde.

Wieder tritt ein Hindernis dazwischen. Der Vater erkrankt nicht unbedenklich. Mit rührenden Worten erzählt die Braut dem Geliebten von ihrem Schrecken, von ihrer Angst. Die Gefahr ist zwar behoben, aber die Hochzeit muß verschoben werden. Und neckisch bittet sie um Geduld:

Versichern Sie mich dessen so bin ich vollkommen zufrieden. Ja meine Liebe würde sich dadurch, so es anders möglich stärker zu werden, noch mehr verstärken. Solten Sie aber wegen der Beschwerlichkeit der Haushaltung die Beschleunigung wünschen, So will ich Ihnen ein Mittel vorschlagen, dieser Sorge frey zu werden, ich will Ihnen einweilen eine Haushälterin verschaffen. Sie dörfen nur schreiben wan sie kommen solle. Bin ich nicht recht besorgt um Ihnen?

Wohl oder übel muß er sich fügen, und in einer Anwandlung von Galgenhumor geht er auf den angeschlagenen Ton ein:

Dieselben haben mir eine Haushälterin zuzusenden versprochen, u. versichere ich, daß ich gar nicht dagegen bin, aber nur so eine, wie ich sie haben will, nemlich sie muß in allen so u. iust so seyn, wie meine Auserwehlte, eben so aussehn, eben so thun u. handeln, eben so heißen.

Wissen Sie nun eine solche in Sulzbach, so erwarte ich dieselbe mit offenen Armen.

Dieser Brief scheint nicht in ihre Hände gekommen zu sein. Da wird sie ängstlich:

Hochwohllehrwürdiger, Mein theurester Freund. Nur in der Geschwindigkeit muß ich Ihnen fragen, ob Sie vielleicht mit mir zörnen, weil Sie nicht eine Zeile an mich geschrieben haben! Und damit ich Ihnen wieder gut mache ob ich gleich Ihren Zorn nicht verdiene, so habe Ihnen mein Theurester, melden wollen, daß unsre Copulation in der Margarethen Wochen zu Illschwang fest gesezet worden. Ist Ihnen aber diese Zeit nicht recht, u. wollen Sie es noch etliche Wochen anstehen lassen, so bin es auch zufrieden. Aber damit kann ich nicht zufrieden seyn, daß Sie mir nicht geschrieben haben, dieses kan ich Ihnen unmöglich vergessen. Ist Ihnen etwas daran gelegen, so machen Sie es wieder gut.

Jubelnd antwortet er — aber noch immer „dem Hoch Edelgeborenen Fräuln“, wenn auch mit dem Zusatz „Mein allerliebstes Kind“:

Endlich einmal habe ich die erfreuliche Nachricht erhalten, wenn ich völliger Besitzer von meinem trauesten Kind werden solle, u. da solches auf dem lieben Margarethen Tag bestimmt ist, so ist es mir um so viel angenehmer,

dieser Tag soll denn meiner Auserwehlten ganz besonder eigen und gewidmet seyn, ich wünsche nur, daß nichts Verdrüßliches darzwischen sich einfinden möge, sonst soll es an angenehmer Begehung desselben, ich rechne ihn aber zu 24 Stunden, gewiß nicht fehlen.

Schalkhaft und herzlich zugleich ist der letzte Brief der Geliebten gehalten. Das Bangen des Vögeleins zittert zwischen den Zeilen, des Vögeleins, das die Schwingen ausbreitet zum ersten Flug aus dem Neste:

Ist es dan gewieß das Sie sich den Petri u. P. Tag haben proclamieren lassen! und solle ich also in balden mit Ihnen ziehen. Ob ich zwar nicht Willens bin Ihnen untreu zu werden, So muß ich doch vorher fragen, ob Sie wan ich allenfalls nicht eingewohnen könnte, Gedult mit mir haben werden. Ich weiß nicht warum mir der Abschied so bange macht, ich habe selbst nicht gewußt das ich so gerne hier bin, Lachen Sie oder sind Sie vielleicht böse auf mich, das ich es sage, nein, das müssen Sie nicht thun, Gedult immer Gedult müssen Sie haben. Sie werden wie ich das Vertrauen zu Ihnen habe, vermögend seyn, mir alles erträglich, u. leichter als ich mir's vorstelle zu machen.

Die Antwort hat er ihr wohl mündlich erteilt.

Am 13. Juli 1762 fand die Hochzeit in dem lieblichen Illschwang bei Sulzbach statt. Der Bruder der Braut gab das Paar zusammen. —

Wann der Eheherr wohl die errötende „Hochedelgebohrene“ zum ersten Male geduzt haben mag?

Bermutlich doch, als die Sonne des Tages sich neigte und die Stille der Nacht sie umfing.

*

So haben sich die beiden „gekriegt“, wie man das bei uns zulande nennt. Freilich, das wichtigste ist durchaus nicht, daß sie sich kriegen, ungleich wichtiger ist, wie sie sich haben. Und da kann ich zu meinem Vergnügen berichten, daß sie sich gut hatten. Einundzwanzig Jahre lang in Freud und Leid, wie es das Leben mit sich bringt. Am 12. Oktober 1783 bettete Georg Alexander Sperl die treue Lebensgefährtin tiefbetrübt neben sein geliebtes Töchterlein, das Corl, das als Dreizehnjährige gestorben war, in den Friedhof von Neufkirchen. Und an seiner Seite stand ein hoffnungsvoller Sohn von achtzehn Jahren.

Allerhand Kuriosa von meinen Urvätern und Uronkeln

Jeder Mensch hat irgend „etwas“, worauf er sich ganz im geheimen „etwas“ zugute tut. Meistens ohne eine Spur von eigenem Verdienst an diesem „Etwas“. Gerade dann aber ist er um so stolzer darauf. Man nennt das mit einem trefflichen Wort — Einbildung.

Worauf nun ich mir etwas einbilde, heute im Freistaate Bayern erst recht, ist dieses, daß mein Mannesstamm von 1589 bis 1634 und wieder von 1671 ununterbrochen in gerader Linie auf mich herab, also rund dreihundert Jahre lang, dem Hause Wittelsbach in weltlichen und geistlichen Ämtern gedient, von Vater auf Sohn, Enkel und Urenkel den Eid der Treue geschworen hat — daß wir demnach wohl die älteste bayrische Beamtenfamilie sind.

Der Vater meines Urgroßvaters, ein Ururenkel des ermordeten Altrichters Georg, hieß Benedikt und war also auch herzoglicher Beamter. Freilich kein hoher Herr, sondern nur Zöllner in Bohenstrauß. Oberzollinspektor oder

dergleichen würde man in unsrer titelfrohen Zeit sagen, wo es nur noch „Ober“ zu geben scheint und gar keine „Unter“.

Er war mit einer Tochter aus dem alten Bohenstraußer Bürgergeschlechte der Schwarz verheiratet, das einen Ochsenkopf im Wappen geführt hat. Doch es lag keine traurige Vorbedeutung in diesem Symbol, das sich mit dem Falkenwappen vermählte. Denn sie gebar ihrem Gatten vier Söhne, die sich zu ganz gescheitern Männern, teilweise sogar zu besonders weltflugen Leuten entwickeln sollten.

An ihr selbst aber mußte sich wieder einmal im Laufe der Weltgeschichte das uralte weise Wort erfüllen: *quidquid delirant reges, plectuntur Achivi* — was die Könige sündigen, haben die Völker zu büßen —, und von den größten Potentaten ihrer Zeit laufen zu ihr hinab Fäden, die heute dem Auge des Geschichtsforschers offen genug zutage liegen: Weil nämlich Kaiser Karl, der letzte Habsburger, im Oktober 1740 am Genuß unverdaulicher Schwammerlinge starb, weil dann der Kurfürst von Bayern nach der verwaisten Krone griff, weil dann Maria Theresia dieses nicht leiden wollte, weil dann eine Zeitlang alles drunter und drüber ging und die wilde Soldateska auch wieder einmal nach Bohen-

strauß kam, — war der armen Frau Eva Sperl, geborenen Schwarz, ein frühes Ende beschieden. Denn eines bösen Tags setzte ihr ein kaiserlicher Husar in offensichtlicher Verteidigung der Kaiserkrone und in Verfolgung seiner Privatbelange eine Pistole auf die Brust und drohte ihr mit Erschießen, wenn sie nicht ihr Geld hergebe. Worüber die Ärmste dermaßen erschrak, daß sie nicht nur ihr Geld her-, sondern nach kurzer Krankheit auch ihren Geist aufgab. Quod erat demonstrandum. —

War Benedikt nur ein Zöllner gewesen, so wurden seine Söhne schon größere Herren — jeder auf eine andre, zwei von ihnen auf eine bislang in der Familie ungewöhnliche Weise.

Sie hießen Tobias, Franz, Alexander und Andreas.

Von Alexander habe ich schon erzählt. Er war der glückliche Bewerber um die schöne Hand des „hochedelgebohrenen Fräulein“ Margareta Treßel in Sulzbach und starb in großer Wohlthätigkeit als Pfarrer in Neufkirchen — ein Loß, das meines Wissens nur wenigen Pfarrern beschieden ist. Ich meine nicht das Sterben, sondern die Wohlthätigkeit.

Tobias und Franz, diese beiden gingen allerdings ihre besonderen Wege.

Es ist eine in diesen Geschichten schon früher gestreifte Tatsache, daß es im 18. Jahrhundert einem evangelischen Untertanen der katholischen Herzöge von Sulzbach nicht gerade leicht gemacht wurde, die Beamtenlaufbahn einzuschlagen und sich auf ihr zu behaupten. Aber da gab es ein ganz probates Mittelchen; wer dieses zu schlucken vermochte, dem gelang alles andre gleichsam von selbst — wenn nicht sofort, dann doch mit der Zeit: man wurde eben katholisch.

Franz Sperl studierte in Altdorf und Erlangen die Rechte, erwarb die Lizentiatenwürde und begab sich mit ihr schnurstracks ans Hoflager zu Mannheim, wo Kurfürst Karl Theodor, Herzog von Sulzbach, sowohl regierte als nach Art der Halbgötter das Leben genoß. Und zum zweitenmal legte ein Sperl in gnädigst gewährter Audienz seinem Landesvater eine Dissertation submissfest zu Füßen. Dissertationen erfreuten sich demnach damals einer höheren Valuta als heutigentags. Und es war wieder eine grausam gelehrte Abhandlung, und zwar: *de ritu obsignandi et resignandi literas apud Romanos antiquissimos*.

Sperl war natürlich bis an die Stufen des Thrones vorgeedrungen, um „mit der Zeit eine seiner Kapazität gemäße Promotion zu übernehmen“. „Der Erste — wie er in einer spä-

teren Aufzeichnung bekannte — unter denen Sulzbachern, die als Gelehrte hierhergekommen sind, aber auch der Unglücklichste unter ihnen.“ Das war im Herbst 1744. Und es scheint ihm zunächst in der That gar nicht gut ergangen zu sein. Man bot ihm eine Regierungs-Advokatur an, die dem Arar nicht die geringsten Kosten verursachte. Aber dazu hatte er „als Fremder und im Lande Unbekannter keine Neigung“. So wurde er lange Zeit mit leeren Versprechungen hingehalten. Dann empfahl man ihn „zu weiterem Fortkommen“ dem Oberamtmanne des adeligen Fräuleinstiftes Frauenalb als Praktikanten, und dort kamen seine Angelegenheiten erfreulicherweise in Fluß. Denn während seines Aufenthalts „genoss er auch von der Äbtissin Freiin von Schtersheim viel Gnade“. Und als er nach Mannheim zurückkehrte, war eine tiefgreifende Veränderung mit ihm vorgegangen: die Gnade der Frau Äbtissin war so mächtig gewesen, daß er sich am 15. Januar 1745 in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche begab. —

Man sollte nun meinen, die erwarteten Folgen hätten sich rascher eingestellt. Aber vermutlich war die Konkurrenz der Renegaten beim fürstlichen Hoflager zu groß, und sie mußten „Schlange stehen“ wie an der Theaterkasse.

Sperl bequemte sich also zunächst doch zu einer Advokatur. Nicht zu seinem Nachteil. Denn es gelang ihm bald, sich eine große, ja „fast die stärkste“ Praxis zu erringen; und eines Tags erbte er sogar — gewiß ein seltener Fall — von einer dankbaren Klientin deren ganzes Haus mit aller fahrenden Habe.

Erst im Jahre 1747 wurde er Kriminalreferendar und mußte dann noch acht Jahre warten, bis er zum wirklichen Hofgerichtsrat vorrückte.

Inzwischen hatte er sich mit Margareta Münster, Tochter des Stadtschultheißen von Neckarsgemünd aus kölnischem Ratsgeschlechte, vermählt und brachte es mit der Zeit zu großem Wohlstand. Also, daß er in seinen Aufzeichnungen Veranlassung nahm, sich an den Gott seiner Väter in etwas seltsamem Kurialstil zu wenden wie folgt: „Übrigens erstatte dem Allerhöchsten für die mir bisanhero unverdient zugewandte Gnad den allersubmissesten Dank und rekommandiere demselben mein und deren Meinigen ferneres Wohlsein in tiefster Erniedrigung.“

Seine Töchter machten auch, was man so nennt, glänzende Partien: eine heiratete einen Hofkammerrat Bäumen, eine andre den Baron Bossy von Löwenklau, der als Oberst des

bayrischen 9. Infanterie-Regiments, und eine dritte den Kämmerer von Handel, der als Generalleutnant, Excellenz und Chef des bayrischen Generalstabs gestorben ist. Sein einziger Sohn aber, der Hofgerichtsrat Tobias, erhielt vom Kurfürsten am 15. Dezember 1785 ein Diplom, das ihm den alten Adel erneuerte und das Wappen auf Grund der ältesten Geschlechtsüberlieferungen mit der Helmzier der Reiterspeere verbesserte. Dieses Diplom liegt im Familienarchiv des Freiherrn von Handel-Mazetti in Linz a. D., des Onkels der Enrika von Handel-Mazetti, meiner Gegenfüßlerin auf dem Gebiete des Romans. In meinen Händen aber befindet sich ein seltsames Dokument, eine Notariatsurkunde mit dem Siegel des Tobias von Sperl an der Haidenaab, worin dieser den Nachkommen meines Ururgroßvaters erlaubt, sich auch die Anerkennung des alten Adels zu erwirken und — wahrscheinlich um den Preis des Katholischwerdens — „von Sperl an der Haidenaab“ zu schreiben. Der Umschwung aller Dinge verbietet mir derzeit, von dieser gütigen Erlaubnis Gebrauch zu machen. Und weil besagter Tobias von Sperl an der Haidenaab endlich als Junggeselle in die Grube gefahren ist, hat er auch den schönen, so teuer

erkauften Übernamen mit sich genommen. Der Übername scheint aber auch in seiner eignen Familie nicht besonders beliebt gewesen zu sein. Denn seine Schwester, die Gemahlin des Generals Handel, schrieb sich Helena Sperl von Dofern und liegt als solche auf dem alten Friedhofe in München begraben. —

Franz Sperl, der Vater, war übrigens der echte Renegat. Solche Leute sind bekanntlich immer von besonderem Eifer für den neu erwählten Glauben beseelt. Entweder im Bestreben, ihre felsenfeste Überzeugung augenfällig zu betätigen, oder aber, losgelöst im eigentlichen Sinne von ihrer Familie, in der Hoffnung, doch vielleicht noch den einen oder andern Blutsfreund in ihre Vereinsamung herüberzuziehen.

Seine Bemühungen hatten Erfolg bei seinem ältesten Bruder Tobias Sperl, der schon mit dreiundzwanzig Jahren die Ämter seines Vaters in Bohenstrauß erhalten hatte, im September 1746 aber unter geheimnißvollen Andeutungen um Urlaub nach Mannheim ans Hoflager eingab, dortselbst den Fußstapfen seines Bruders folgte und dann rasch zum „Oberzöllner und Hofkastner, Ökonomikus, Landschreiber und Fischereiverwalter“ in Sulzbach emporstieg. Zudem heiratete er eine reiche Frau aus dem streng

katholischen Hause der Enhuber — alles mit dem Endergebnis, daß er kinderlos das Zeitliche segnete.

Noch ein dritter Sperl, ein Nefte der beiden, nahm sich das Vorbild seiner Oheime zu Herzen, wurde alsbald Regierungs- und Hofgerichtsadvokat in Mannheim, starb aber ein Jahr darauf, ehe er die reisenden Früchte gepflückt hatte.

„Nur das eine bedaure ich,“ sagt Franz Sperl der Eifrige in seinen Aufzeichnungen, „daß (meine Brüder) der Pfarrer in Neufkirchen, Alexander, und der jüngere, Andreas, nicht auch diesem Exempel folgen wollen.“ Und salbungsvoll setzt er bei: „Sed fides est donum dei. Wenigstens bitte ich Gott für sie, daß er sie erleuchten und befehren wolle.“ Sein Wahlspruch war: *absque labore nihil*. Und in der That, er hatte sich's viel kosten lassen.

Die Familie meines Ururgroßvaters Andreas allerdings dachte anders. In einem Briefe aus dem Jahre 1749 ist zu lesen, daß man „nicht wenig bestürzt“ sei über der „Brüder Torheit“. „Und“, fügt die Brieffschreiberin hinzu, „ich selbst habe mir recht empfindlich fallen lassen, daß der Hochmut und die Begierde, reich zu werden, es so weit bringen kann, daß man seine Seele darüber vergift. Gott behüte uns alle vor dergleichen Bosheit und Betrug.“

Hochmut und Habsucht — ist dieses weibliche Urtheil nicht vielleicht etwas zu hart? Sollte nicht vielmehr weltliches Streben und geistliches Bedürfnis zusammengewirkt haben? Denn in der Kirche Luthers herrschte damals doch eine schreckliche Dürre.

⋆

Ganze Abschnitte meiner Familiengeschichte erscheinen mir — ich habe das schon früher gesagt — gleichsam in Feuer und Rauch gehüllt. Und Brandgeruch umwittert mich auch, wenn ich der Schicksale meines Ururgroßvaters, des kurfürstlichen Amtsbürgermeisters Andreas Sperl in Bohenstrauß, gedenke.

Es war im Jahre 1763. Sperls Gemahlin Anna Reinhard, von der ich abstamme, eine Pfarrers- tochter aus französischem Emigrantengeschlecht namens Renard, war damals schon gestorben, und der Witwer hatte seinen vier kleinen Kindern vor Jahresfrist wieder eine Mutter gegeben. Aus dieser Ehe war ein Säugling von sechs Monaten vorhanden.

Es war im Juni. Anderthalb Tage hatte es geregnet. Aber am 9. Juni frühmorgens um zwei Uhr segte ein Sturm den Himmel rein und tobte den ganzen Tag. Des Nachmittags um drei Uhr waren im Hause Sperls Gäste ver-

sammelt, unter ihnen sein Schwager, der Richter von Rosner. Sperls Frau hatte wohl Ursache zu Mißtrauen gegen ihre Dienstboten und wollte sich überzeugen, ob diese nicht etwa Bier auf die Seite geschafft hätten. Zu diesem Zwecke begab sie sich mit einem brennenden Span in den Hof, vermutlich zum Keller, und stieß mit dem Feuerbrand an aufgeschichtete Keisigbüschel. Diese waren sehr dürr — müssen also unter einem Bordache gelegen sein — und fingen Feuer. Hätte die Frau den Ihrigen das Ungeschick sogleich entdeckt, dann wäre das Feuer mit dem Bier, das auf dem Tische stand, zu löschen gewesen. So aber verlor sie den Kopf. Das Keisig flammte hoch auf, die Flamme sprang auf zwei mit Heu und Stroh gefüllte Scheunen über, brach aus den Schindeldächern hinaus und setzte binnen wenigen Minuten noch zwei Scheunen und vier Häuser in Brand. Vom wolkenlosen Himmel leuchtete die Sonne, und mit ungeschwächter Wucht brauste der Sturm über den Herd des Verderbens und jagte die brennenden Schindeln vor sich her. In ein paar Augenblicken brannten die Häuser zweier Gassen lichterloh. Dann aber sprang er plötzlich nach Süden um und trieb nun das Feuer bis über den Markt hinunter. Das währte fünf bis sechs Minuten. Dann

wieder sprang er zurück nach Norden — und jetzt war es um den ganzen Markt geschehen.

Die meisten Leute befanden sich weit und breit auf den Wiesen und Feldern und in den Wäldern bei der Arbeit zerstreut. Als nun die Rauchwolken aus dem Markt aufstiegen, rannte alles der brennenden Heimat zu. Aber die Ärmsten fanden nichts mehr zu retten. Denn in einer starken Viertelstunde waren alle öffentlichen Gebäude mitsamt der altehrwürdigen Kirche, 135 Bürgerhäuser, 125 Scheunen in Flammen und Rauch gehüllt. Nur die Burg hatte der Pfleger mit seinen Mannen gerettet. Und vom wolkenlosen Himmel leuchtete die Sonne.

Der evangelische Pfarrer Reinhard, ein Schwager Sperls, war einer der ersten, die des Feuers gewahr wurden. Er rannte aus seinem nahegelegenen Hause und war der erste am Brandplaz. Aber sogleich erkannte er, daß hier jeder Löschversuch vergeblich wäre, rannte durch die brennende Pfarrgasse zurück, warf mit Hilfe seines Knechtes die Laden der Schulregistratur auf einen Wagen, riß das Pferd aus dem Stall und jagte Knecht und Wagen aus dem brennenden Markt. Er war nun ganz ohne Hilfe, allein im Hause, rannte in das obere Stockwerk, lud sich den drei Zentner schweren Kasten mit den Pfarr-

akten auf und brachte ihn auch glücklich hinab und in den Hof hinaus. Dort sprang ihm zwar eine Bürgerstochter bei. Aber es war alles vergeblich. Der Kasten erwies sich auch für die Kräfte der beiden als viel zu schwer, und so mußte man ihn seinem Schicksal überlassen. Die Häuser der Pfarrgasse brannten nun lichterloh, und von Minute zu Minute wuchs die Gefahr. Trotzdem wollte der pflichtgetreue Mann noch einen letzten Versuch wenigstens zur Bergung der alten Pfarrmatrikeln wagen. Aber da schlugen die Flammen aus der Pfarrgasse in den Hof herein und versengten ihm die Haare, das Gesicht, die Hand. Einer Ohnmacht nahe, wäre er rettungslos verloren gewesen; doch im Augenblicke der höchsten Not kam sein Bruder, ein Student der Rechte, heim, riß ihn auf und mit sich über den Hof, durch die Scheune in den Pfarrgarten, hinaus ins Freie.

Da stand er nun und mußte sein Hab und Gut, vor allem seine Bibliothek, „unstreitig die größte und beste im Lande“, verbrennen sehen. Aber trotzdem hatte er, wie er selbst sagt, allen Grund, „die Güte und Vorsehung Gottes demütigst zu preisen“. Denn wären nicht die Flammen zur rechten Zeit von der Pfarrgasse in den Hof hereingeschlagen, ihm den Zugang zu seinem

„Museum“ versperrend, dann wäre er gleichsam in einer Falle verbrannt, weil ja vorne die ganze Gasse brannte; und kaum hatten sich die Brüder durch die Scheune ins Freie gerettet, als auch schon diese in Flammen stand und der enge Hofraum in Feuer gehüllt war. —

Eines der vielen hundert Schicksale jenes grausigen Tages.

Sie waren allesamt zu beklagen, die armen Abgebrannten des 9. Juni 1763. Weit in die Lande erscholl die Kunde von ihrem Unglück und weckte das Mitleid. Die Beklagenswertesten aber mögen Andreas Sperl und seine Frau gewesen sein. Auch ihnen war ja viel Habe verbrannt. Dazu lastete aber der Vorwurf auf ihren Häuptern, daß durch die Fahrlässigkeit der Frau ein blühendes Gemeinwesen zugrunde gerichtet war. Und zu alledem hatten sie auch noch ein Kind, ein sechsjähriges Töchterchen, zu beweinen.

„Dieses gute Kind“, schrieb sein Oheim Reinhard ins Kirchenbuch, „ging um drei Uhr nachmittags von der Schule nach Hause und begab, ihren Eltern unwissend, sich oben im Hause schlafen. Gleich nach drei Uhr brach das Feuer aus und ergriff dies Haus am ersten, daß also dieses gute Kind, an welches in der Verwirrung niemand dachte und die Eltern vermuteten, es sei solches

bei mir auf dem Pfarrhof, im Schlaf und in den Flammen seinen Tod fand." — Das einzige Menschenleben aus der ganzen evangelischen Gemeinde. — „Den Tag nach dem Brand suchten die Eltern nach dem Körperlein und fanden nichts als einen Teil des Gefäßes samt der rechten Hüfte. Das übrige war alles zu Asche verbrannt und kein Beinlein gefunden. Dieses geringe Überbleibsel des Körpers ließen sie, nachdem sie mich um Rat gefragt und ich es ihnen zugestanden hatte, durch den Totengräber auf dem äußeren Kirchhof in der Stille begraben.“ —

*

Pfarrer Reinhard war der Vater des berühmten Oberhofpredigers Franz Volkmar Reinhard in Dresden und ein höchst merkwürdiger Mann von überragender Bedeutung. Er wird geschildert als ein durch und durch klassisch gebildeter Gelehrter und einer der besten Prediger im Sulzbacher Lande; geachtet von seinen Vorgesetzten, geliebt von seiner Gemeinde. Geradezu fabelhaft aber muß seine Vielseitigkeit gewesen sein. Denn er war Feldmesser und Landwirt, Tischler, Zeichner und Maler, Sattler und Buchbinder in einer Person. Er verstand das Kunstnähen und Sticken in solchem Grade, daß er seiner ältesten Tochter darin Unterricht geben konnte. Er war sein

eigener Gärtner und — ritt die Pferde, die er sich halten mußte, selbst zu nach allen Regeln der Kunst.

Ein solcher Mann war damals in Bohenstrauß am rechten Plaze. Mit gewaltiger Tatkraft wußte er in ganz Deutschland die Wohltätigkeit zu wecken, und jahrelang flossen infolge seines unermüdlischen Eifers die Quellen der Unterstützung. Fast unglaublich aber ist es, wie man ihn selbst bei der Verteilung des hereinströmenden Segens behandelte. In vier Jahren mußte er sich neben der Liebe, die seine Gemeinde ihm freigebig entgegenbrachte, mit einem Präsent von zehn Gulden begnügen. Das wurde zuletzt sogar ihm zu arg, und er entschloß sich zu einer Beschwerde über die Marktbehörde, die ihn so schmählich übergangen hatte. Darauf befahl zwar die Regierung, daß dem bedrängten Manne fortan von allen Kollekten der zehnte Teil zugesprochen werde. Aber es ist klar, daß jetzt, nach vier Jahren, diese Quellen je mehr und mehr zu versiegen begannen.

Ein Jahr danach schon ist er gestorben — erst dreiundfünfzig Jahre alt. Vielleicht neben seiner kleinen Nichte Anna Sperl doch auch ein Opfer des 9. Juni 1763.

Dem Ansehen meines Ahnherrn hat das Unglück, das von seinem Hause über den Markt

gekommen war, keinen Eintrag getan. Im Gegenteil, er durfte sich des besonderen Vertrauens der Regierung erfreuen und bekleidete seine Ämter bis ins hohe Alter. Weiziten traf er dann als guter Hausvater Vorsorge, daß diese Ämter ja nicht in fremde Hände, sondern auf eine seiner mannbaren Töchter übergingen, und es gelang ihm auch, zu diesem Zwecke „ein taugliches und anstelliges Subjekt“, das heißt mit andern Worten einen zur Amtsnachfolge geeigneten Schwiegersohn zu stellen und dessen Annahme durchzusetzen.

Derartige Versorgung einer Tochter war damals ebenso gewöhnlich wie die Übertragung eines Pflegeamts, eines Richteramts, eines Zollamts auf die Witwe eines verdienten Beamten. Dadurch sparte man nämlich auf die einfachste Weise das Gnadengehalt. Die Wittib selbst wurde natürlich keineswegs etwa Richterin, Zöllnerin, Pflegerin, sondern bezog nur die Einkünfte aus dem Amte und hatte die Wahl, entweder ein „taugliches Subjekt“ als Verwalter zu besolden oder aber der Einfachheit halber besagtes Subjekt mit ihrer Hand zu beglücken.

Wie einer meiner Urgroßväter Anno 1790 die Kaiserkrone nach Frankfurt gebracht hat

Freilich, er keineswegs allein; denn zu diesem Unternehmen waren sehr viele Menschen erforderlich. Und er beileibe nicht als einer der Bornehmsten unter all den Würdenträgern, sondern nur als junger „Erster Krongesandtschaftssekretär“ der freien Reichsstadt Nürnberg und — als ein außergewöhnlich feiner und scharfer Beobachter.

Was er auf der merkwürdigen Fahrt erlebte, das berichtete er von Ort zu Ort einem vertrauten Nürnberger Freunde, damit dieser im Zirkel ihrer gemeinsamen Bekannten „nie ohne Neuigkeiten antreten dürfe“. Und diese Briefe geben heute, nach 130 Jahren — ergänzt aus den Mitteilungen der Gesandtschaftsakten im Staatsarchive Nürnberg —, ein buntes farbiges Bild un-
gemein fremdartiger Vorgänge.

Kaiser Joseph II., der Sohn Maria Theresias, war am 20. Februar 1790 gestorben, und auch

die Reichsstadt Nürnberg hatte dem Toten den üblichen Tribut der Ehrungen entrichtet. Am Sonntag Lätare hingen an den Kirchentüren schwarzumflorte, von den geschicktesten Schönschreibern und Malern mit dem kaiserlichen Wappen gezierte und dem bekanntermaßen unheimlich langen Kaisertitel beschriebene Tafeln und verkündeten allem Volk den Umschwung der Dinge. Kanzeln und Altäre waren schwarz behangen, und die Prediger wetteiferten im Lobpreise des Allerhöchstsigen. Sechs Wochen lang tönte mittags von zwölf bis ein Uhr das Trauerläute von den Türmen des Stadtgebietes, und der Stadtadel und andre ehrbare Personen schritten in Trauerkleidern einher, acht Wochen lang. Zum Schlusse versammelte sich der Rat mit vielen Standespersonen im großen schwarz ausgeschlagenen Rathausaale vor dem Bilde Josephs, das von einem schwarzen Baldachin überdacht war. Das Stadtorchester führte „eine treffliche Trauermusik“ auf, und ein von der Universität Altdorf berufener Professor der Rhetorik hielt eine schöne lateinische Lobrede auf den Toten, von der viele Leute ohne Zweifel gar nichts verstanden. Was zur Erhöhung des feierlichen Eindruckes beitrug. —

Dann aber hieß es auch hier: Der König ist

tot, es lebe der König! Und die bevorstehende Kaiserkrönung begann die Gemüter aufs lebhafteste zu beschäftigen; denn in dem prunkvollen Schauspiel, durch das jeder neugewählte Kaiser in den Alltag seiner Regierungsgeschäfte hinein mußte, war der stolzen Stadt Nürnberg seit den Tagen Kaiser Sigismunds eine bedeutsame Rolle zugewiesen. Hinter ihren festen Ringmauern wurden ja seit grauen Zeiten die Kroninsignien verwahrt, und ihr oblag es, Kleinodien und Gewänder, in kostbaren Truhen verpackt, auf einem prunkvoll ausgestatteten „Kronwagen“ in die Krönungsstadt Frankfurt a. M. zu bringen und wieder in ihren Gewahrsam heimzuführen.

Das war aber durchaus kein einfaches Geschäft, sondern eine außerordentlich verwickelte Handlung sakralen Gepräges, die mit der ganzen Umstandsfrämerei der guten alten Zeit vorbereitet, ins Werk gesetzt, genossen und vollzogen werden mußte.

Zunächst galt es, in Frankfurt eine der Gesandtschaft und der Heiltümer würdige Unterkunft zu mieten. In früheren Zeiten hatte man zu solchem Zweck eine öffentliche Herberge gewählt. Aber in Gasthöfen waren die Kleinodien doch mannigfachen Gefahren ausgesetzt. Und weil das Kurfürstenkollegium trotz aller Bemühungen

noch immer kein freies Reichsquartier gewähren wollte, blieb nichts andres übrig, als Krone und Komitat in einem Bürgerhause unterzubringen.

So mietete der Nürnberger chargé d'affaires am kaiserlichen Hofe, Geheimer Legationsrat von Jan, das Haus der Hofratswitwe Häberlein im Neuen Hirschgraben nächst der Katharinenpforte — also in der Nachbarschaft der Frau Goethe — um einen ansehnlichen Preis.

Am 15. September lief die Aufforderung vom Kurfürstenkollegium ein, die Stadt möge die Kleinodien nach Frankfurt senden, und die Abreise wurde auf den 27. September festgesetzt.

Damit setzten aber auch die Schwierigkeiten ein. Denn es handelte sich nun nicht etwa darum, daß die Nürnberger die Krone und was dazugehörte einfach und ohne weiteres auf der durchaus sicheren Landstraße nach Frankfurt brachten. Sondern da mußten nach uralt geheiligtem Rechte zunächst drei Reichsfürsten, Ansbach, Würzburg und Mainz, um das Geleite gebeten werden; denn durch dieser Herren, mit schweren Schlagbäumen verschranckte Länder ging ja die Reise. Und wenn auch Würzburg und Mainz ihr Geleitsrecht immer freundnachbarlich zu handhaben pflegten, so benutzte der Brandenburger, besser gesagt seine Beamtenschaft, von

altersher diese nette Gelegenheit, den Nürnbergern etwas am Zeuge zu flicken und eine so ausgezeichnete Gesellschaft hervorragender, von ihrem Werte bis zum Plätzen überzeugter Männer nicht etwa feierlich zu geleiten, sondern, wie ein Wüstenscheich die seiner Obhut anvertraute Karawane, von einem Grenzpfahl zum andern treiben zu lassen.

Schon am Vorabend kam der brandenburgische Geleitshauptmann Herr von Falkenhausen mit einem Kommando Husaren nach Nürnberg und schickte sich an, im Wirtshaus „Zum Goldenen Radbronnen“ zu nächtigen. Der zum „Kronreisemarschall“ bestimmte Herr von Haller machte ihm namens des Rates das Kompliment und kriegte auch richtig den ersten Ärger zu schlucken. Herr von Falkenhausen nahm die Fourierliste in Empfang und erklärte sofort, daß er gemäß der ihm erteilten Richtpunkte weder „Krongesandte“ noch „Kronreisemarschall“ noch „Kronkavaliere“, sondern lediglich „Abgeordnete“, „Beigegebene“ und „Kronjunfer“ zu geleiten habe.

Das verursachte in den regierenden Kreisen der Reichsstadt keine geringe Aufregung, und die Würdenträger erwogen ernstlich, ob nicht Widerstand bis zum Äußersten geboten wäre. Dann aber entschloß man sich doch, nachzugeben,

und mein Ahnherr hatte vollauf zu tun, von einem zum andern der Hochmögenden und doch Ohnmächtigen zu rennen und schleunigst die ganze Fourierliste mit all den schönen Titeln abzuändern.

Inzwischen hatten sich der grimme Herr von Falkenhausen und der gekränkte Herr von Haller zum Abendimbiß zusammengesetzt, und als dann der Wein die Zungen löste, erklärte der Brandenburger plötzlich, „wie er für seine Person sich so viel wie möglich gegen die Nürnberger gefällig erzeigen wollte“ und deshalb selbst wünschte, daß vermittels einer Estafette in Ansbach eine andre „Ordre“ ausgewirkt werde. Jetzt, ein paar Stunden vor dem Aufbruch! Aber die Sache erschien dem zum Beigegebenen degradierten Herrn von Haller so wichtig, daß mein Ahnherr sogleich dem „Ersten Krongesandten“ und dem Kriegsobristen der freien Reichsstadt über diese unerwartete Wendung der wichtigen Titelfrage Bericht erstatten mußte, und man beriet eifrig, ob nun eine Estafette nach Ansbach abgehen solle oder nicht. „Allein teils der Kürze der Zeit, teils des ungewissen Effekts wegen“, beschloß man doch endlich, sich zu bescheiden. Vielleicht war man auch nicht recht im klaren, ob dieser Herr von Falkenhausen die Wahrheit gesagt habe.

Und sein weiteres Verhalten gibt allerdings zur Vermutung Anlaß, daß er den Herrn von Haller nur ein wenig zum besten gehalten hatte — er, der Herr von Falkenhausen, beinahe selbst ein Markgraf. Denn er stammte ja — wenn auch nicht ganz legitim — in gerader Linie vom „bösen Markgrafen“ ab. —

So kam denn mein guter Ahnherr nach unsäglichen Aufregungen erst gegen Mitternacht in seine Behausung und bereitete sich durch einen kurzen Schlummer auf die Ereignisse vor, deren Verlauf man pikanterweise samt und sonders mit allen Einzelheiten im voraus wußte. Etwa so wie man den Aufbau eines berühmten Dramas kennt, ehe der Vorhang sich hebt, und nur noch darauf gespannt ist, wie diesmal gespielt wird.

Schon der Auszug aus der Stadt wurde mit einem gewissen Aufwand von Politik bewerkstelligt. Denn die Brandenburger gaben seit altersgrauen Zeiten unter keinen Umständen zu, daß die nürnbergische bewaffnete Macht als Geleite, als Schutzgarde auftrete. Sie galt lediglich als Gefolge und mußte ganz demütig mit eingesteckten Seitengewehren hinter dem zweiten Gepäckwagen einherwallen. Für Berufskrieger eine grausame Kränkung. Auch durfte sich der

Trompeter beileibe nicht eines kriegerischen Blases unterfangen, und der ganze Zug mußte so angeordnet sein, daß die Brandenburger auch mit dem besten Willen nicht das Geringste daran auszufehen fanden. Und also bewegte sich die Reiterschar mit den Wagen am Morgen des 27. September im hellen Sonnenschein fast wie ein Leichenzug zum Neuen Thor in die lachende Landschaft hinaus: voran ein Wagenmeister und hinter ihm der Reifemarschall, beide zu Roß; dann in einem vierspännigen Wagen die beiden Krongesandten, ein Losungsrat und der Syndikus. Nach diesen die beiden Krongesandtschaftssekretäre, wieder hoch zu Roß, unmittelbar vor dem sechsspännigen Kronwagen, zu dessen Seiten je zwei Kronkavaliere in roten Uniformen ihre Rosse tummelten. Dann kam für alle Fälle der Feldscher zu Pferde — und diese Fälle blieben nicht aus. In einem weiteren vierspännigen Wagen fuhren vier andre Kronkavaliere, die mit den vier ersten im Reiten abwechselten. Hinter diesem Wagen rollte auf einem vierspännigen und einem dreispännigen Wagen das Gepäck des ganzen Gefolges mitsamt dem Friseur, dessen Fürsorge alle die Zöpfe anvertraut waren. Den Schluß bildete die bewaffnete, aber tiefgefränkte Macht: ein Wachtmeister, zwölf Einspänniger, d. i. Land-

jäger, in vier Gliedern samt einem Fahnen-
schmied — natürlich alles beritten.

Der feierliche Zug entquoll dem Neuen Tore,
das von 24 Burgfeldwaibelu und 58 Mann
Feldmiliz besetzt war, und befand sich nun nolens
volens in der Gewalt der Brandenburger. Herr
von Falkenhausen ritt „über den Schlagbaum
herein“, die Torbesatzung präsentierte unter
klingender Musik das Gewehr, und in den alt-
hergebrachten Formen spielte sich programmäßig
die „Protestation“ der Brandenburger und die
„Reprotestation“ der Nürnberger ab.

Dann froch der Zug, um ein beträchtliches
verlängert, ins Freie hinaus: voran 16 Husaren,
ein sechsspänniger leerer Staatswagen, Reit-
knechte mit Handpferden, sechs Geleitsbeamte
mit Herrn von Falkenhausen, dicht vor dem Zug
der Nürnberger; hinter diesem 13 Husaren.

Der Marsch ging sehr langsam weiter nach
Fürth und Burgfarnbach und erreichte mittags
um ein Uhr Beitzbronn. Während der Fahrt
rückten zwei ansbachische Husaren neben den
Kronwagen und bewachten ihn mit geladenen
Karabinern. Zwei Nürnberger Einspänniger
durften sich mit diesen in die Wache teilen —
aber ohne Karabiner. Dagegen erhoben die Nürn-
berger, wie üblich, Protest. Wie üblich, ohne Erfolg.

Um drei Uhr ging's weiter, und um acht Uhr erreichte man Neustadt.

Der Einzug gestaltete sich äußerst dramatisch. Auf dem Marktplatz flammten Wachtfeuer, die Bürgerwehr stand in Parade, und eine „schöne türkische Musik“ ließ ihre Weisen ertönen. Neustadt nahm die Sache bitterernst. Vor dem Gasthaus zur Krone waren Bürger mit Gewehren postiert, die mit großem Ungestüm die Einfuhr des Kronwagens in den Hausplatz verlangten — eine Forderung, die sich vollkommen mit den Absichten der Nürnberger deckte.

Es wachten also in dieser Nacht zwei Husaren, zwei Einspänniger — aber noch immer ohne Gewehre — und vier Bürger mit Gewehren; und diese Männer von Neustadt waren so durchdrungen von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe, daß sie dem einen der Gesandtschaftssekretäre nicht einmal seinen Mantelsack von der Schlußstelle des Wagens verabsolgen ließen.

Außer diesen grimmigen Wächtern von Amtes und Pflicht wegen beteiligten sich unfreiwillig auch noch andre am Wachen: denn die beiden Sekretäre und ein paar Kronkavaliere mußten mit einer Schütte Stroh vorliebnehmen, und weil das Trommeln und Pfeifen der aufgeregten Neustädter die ganze Nacht währte und noch dazu

im benachbarten Wirthshause das Ereignis mit Musik gefeiert wurde, konnten die ärmsten Nürnberger halt auch nicht recht schlafen.

Der nächste Tag versprach nach altem Herkommen eine Fülle von Aufregungen, und beide Parteien, die Nürnberger und die Ansbacher, sahen den Ereignissen mit begreiflicher Spannung entgegen. Denn seit Jahrhunderten verlangten die Nürnberger, daß Ritzingen das zweite Nachtquartier sein müsse, Ansbach aber behauptete, das viel näher gelegene Mainbernheim habe auch ein Recht, die Kaiserkrone eine Nacht zu beherbergen. Sintemalen gleich hinter Mainbernheim die Macht der Ansbacher ein Ende hatte und das Geleitsrecht an den Fürstbischof zu Würzburg überging.

Es kam nun alles darauf an, die Abreise von Neustadt möglichst zu verzögern und also recht spät nach Mainbernheim zu kommen. Und dazu war der böshafte Herr von Falkenhausen der richtige Mann.

So wurde es neun Uhr, bis man die Pferde bestieg. Und auch dann währte es noch eine Viertelstunde, bis Ansbach das Zeichen zum Abmarsch gab.

Natürlich war Nürnberg wütend über diese Verzögerung. Aber die Courtoisie wurde trotz-

dem keinen Augenblick außer acht gelassen. Denn die Gegner waren Kavaliere, die sich mit Würde zu ärgern verstanden.

So versäumte auch der Reisemarschall von Haller nicht, gleich hinter Neustadt sein Roß neben den Herrn Geleitshauptmann zu lenken und diesem „ein Danksagungs-Kompliment für die zu Neustadt empfangene Ehre der bürgerlichen Wachtparade und der Beleuchtung unterm Thor“ zu machen. „Reservierte sich aber sogleich wiederholt die Gerechtsame der Stadt Nürnberg in Ansehung des Blasens vom diesseitigen Trompeter“; denn der nürnbergische Trompeter durfte seiner Trompete noch immer keine Töne entlocken. Deshalb hielt es Herr von Haller für nötig, ausdrücklich zu bemerken, „obgleich selbigem beim Auszug das Blasen verboten wurde, so wollte man sich doch dadurch nicht das Geringste vergeben haben“.

Bei prachtvollem Wetter froch der Zug „unausstehlich langsam“ dahin, und alle Teilnehmer hatten genügend Muße, sich die „schöne Gegend“ anzusehen.

In Marktbibart wurde die Mittagstrast gehalten, und Herr von Falkenhausen machte nun seinerseits „Visite“ bei den Herren Krongesandten, die er aber selbstverständlich noch immer nur als

Kron-Abgeordnete ästimierte. Und als bei dieser Gelegenheit das Haupt der Nürnberger, Herr von Scheurl, (ohne Zweifel mit leichtem Stirnrunzeln) äußerte, „sie wünschten, bald aufzubrechen, weil sie heute noch bis Kitzingen zu kommen wünschten“, antwortete Herr von Falkenhausen mit verhaltenem Spott, daß er sein Möglichstes tun werde.

Und richtig, „bald darauf bliesen die Husaren-trompeter den Ruf“. Aber da war unglücklicherweise am Gepäckwagen der Nürnberger etwas zu flicken, und nun sahen sich diese selbst gezwungen, um Aufschub zu bitten. Worauf Brandenburg höflich zur Antwort gab, daß man deswegen habe blasen lassen, „weil die Herren Abgeordneten Eile gezeigt“.

Um drei Uhr waren die Nürnberger flott, und nunmehr eilte, vielmehr froch man auf Mainbernheim zu.

Die Stimmung war schlecht, aber das Wetter so schön, daß man „beinahe dieses schikanöse Betragen über das Angenehme der Reise“ vergaß. Und einer von denen, die rückhaltlos genossen, war mein guter Ahnherr, damals ein frischjunges Blut.

„Denken Sie sich, Feuerster!“ schrieb er dem Freunde aus Mainbernheim, „das schönste, reinste

Firmament, die reizendsten, mit den anmutigsten Dörfern fast übersäten Gegenden, rechts allmählich sich erhebende Berge, die hie und da schon Wein tragen, an deren Fuß das so schön hingeworfene Städtchen Iphofen, ringsrum die schönsten Saatenfluren und zur Linken eine unabsehbare Ebene; bilden Sie sich alles dieses recht lebhaft vor und setzen Sie zu diesen vielwirkenden Gegenständen noch eine treffliche Chaussee und eine so große, zum Teil angenehme Gesellschaft und sagen Sie mir, ob man auf einer solchen, überdies noch zu Pferde gemachten Reise nicht so recht innig froh und seelenvergnügt werden muß, zumal mit so interessanten und reichen Vorerwartungen, als wir alle von dem Glanz zu Frankfurt uns schufen. So ganz im süßesten Genuß der sanften Naturfreuden erschlich uns der schönste Herbstabend, dessen Reiz den Naturschönheiten des heutigen Tages die Krone setzte. Der Abend erschlich uns, sage ich, und noch hatten wir Mainbernheim eine gute Stunde vor uns.“

Das Idyll war nur ein Zwischenspiel gewesen — der Abend und die Nacht verflossen im Genuß gehäuften politischen Ärgers.

„Wir waren alle voll Erwartung! Als wir an das Städtchen kamen, war es schon ziemlich dunkel und ohngefähr sieben Uhr. Innerhalb des

Tors war die uniformgekleidete Bürgermiliz von hundert Mann mit Fahnen und Spiel postiert, jedoch wurde letzteres nicht gerührt. Vor dem Wirtshaus zur Krone standen ebenfalls zwanzig Mann als Wache im Gewehr."

Und auch die Mainbernheimer nahmen die Sache sehr ernst:

„Als wir fast bei diesem Wirtshaus waren, hörte ich schon ferne einigemal sehr befehlend schreien: ‚Halt, hier ist Quartier!‘, worauf ich sogleich dicht an derer Herren Gesandten Wagen ritt, um alles genau mit anzuhören. Gleich darauf kam der Herr Reisemarschall von Haller zu dem Gesandtschaftswagen geritten und referierte, daß die Herren Geleitsbeamten hier zu Mainbernheim mit dem ganzen Kronkomitat Nachtquartier nehmen wollten, indem es zur Übergabe des Geleits an die Würzburger schon zu spät wäre.“

Darauf hielt der Erste Krongesandte — an noch nach brandenburgischer Auffassung Kron-Abgeordnete — „ganz mit der ihm eigenen Beredsamkeit und originellem Vortrag“ in der Finsternis eine Rede an den Reisemarschall, des Inhalts, „daß es ihnen als Abgeordneten zu käme, die Stationen zu bestimmen, und sie es folglich nicht zugeben könnten, daß von den sie

bloß Geleitenden hier unbefugt Quartier gemacht würde; ihre Pflicht erheische es, auch hierinnen die Gerechtsame der Reichsstadt Nürnberg zu maintainieren, wozu noch überdies die Anweisung, vor der Ankunft des Kaisers in Frankfurt einzutreffen, sie verbinde, die Herren Brandenburger um die heutige weitere Begleitung bis Ritzingen zu bitten.“

Aber Herr von Falkenhausen war natürlich weit davon entfernt, die Nürnberger so vorzeitig aus seinem Schutze zu entlassen, und Herr von Haller „kam bald mit der unangenehmen Gegenäußerung zurück, daß dieses Nachtquartier keinen Aufenthalt an der Reise verursache und morgen um so früher aufgebrochen und das bestimmte Quartier erreicht würde; daß es sehr unschicklich wäre, bei Nacht das Geleit den Würzburgern zu übergeben; und endlich, daß Mainbernheim von jeher das Vorrecht gehabt habe, die Krone über Nacht bei sich zu haben, folglich ohne weiteres hier das schon bestellte Nachtquartier genommen werden müsse.

Noch einmal versuchte Nürnberg schwachen Protest; aber da bekanntlich in der hohen Politik sogar die „entrüstetsten Proteste“ nichts nützen, wenn die nötigen Gewehre und Kanonen fehlen, behielt auch diesmal Brandenburg die Oberhand.

Sehr gebieterisch ertönte einige Male der Ruf: „Ausgespannt! Ausgespannt!“ durch Nacht und Finsternis, ein Husar mit bloßem Säbel ritt vor den Gesandtschaftswagen, und so mußten die Herren Gesandten sich aus dem Wagen begeben. Trotzdem „protestierten sie auf der Straße vor dem Wirtshause noch lange mit Herrn von Falkenhausen“. Selbstverständlich ohne den geringsten Erfolg. Und der Schluß der Komödie war, daß „die Herren Gesandten das Nachtquartier annahmen, jedoch mit der feierlichsten Verwahrung der nürnbergischen Gerechtsamen mit den letzten Worten: ‚Ich berufe mich ad priora‘, die der Herr von Falkenhausen spöttisch äffte: ‚Und ich beharre ad priora, es ist alles umsonst, es ist vis maior da‘.“

„Es wurde also ausgespannt, der Kronwagen in den Fennen geschoben, von zwei Husaren, vier Bürgern und zwei Einspännigern wie zu Mittag in Marktbibert bewacht: auch wurden zu den Bagagewägen auf der Straße zwei Bürger postiert.“ —

Hinter Mainbernheim war Brandenburgs Nacht zu Ende; an der Grenze wartete die Geleitsmannschaft des Fürstbischofs auf die Nürnberger.

Um sieben Uhr verließ man die schlechten

Quartiere und rückte gegen den Schlagbaum vor. Die brandenburgischen Geleitsbeamten postierten sich mit ihrem Gefolge links der Straße, die Husaren rechts, am Schlagbaum hielt ein würzburgischer Premierleutnant mit einem Trompeter und zwanzig Dragonern, die nürnbergische bewaffnete Macht rückte voran, der nürnbergische Trompeter durfte zum erstenmal blasen und schmetterte seinen Gruß ins Würzburgische hinein, Würzburg antwortete — und zwischen den Brandenburgischen rollte majestätisch der Kronwagen, ritt und rollte der vornehme Komitat über die Grenze. Die Hüte wurden gezogen, die Zöpfe wackelten, spöttische Augen blickten in grimmes verzerrte Gesichter, die sich zu höflichem Grinsen zwangen.

Hochbefriedigt wandte Herr von Falkenhausen sein Roß und trabte in einer Staubwolke mit seinen Mannen gen Ansbach zurück.

„Jeder von unsrer Seite war froh,“ vertraute mein Ahnherr seinem Freunde im nächsten Briefe an, „dieses lästigen Geleites oder vielmehr brüskten Führers losgeworden zu sein. Statt daß wir die ersten zwei Tage nicht geleitet, sondern mehr geführt wurden, waren wir im Gegenteil jetzt Herr, und das ganze Geleit schien nun von unsrer Gesandtschaft zu dependieren.“

Jawohl, man vermag die Gefühle der Nürnberger zu würdigen. Soeben noch schändlich degradirt — „Kronabgeordnete“, „Kronbeigegebene“ und „Kronjunfer“, jetzt aber wieder „Krongesandte“, „Reismarschall“, „Kronkavaliere“ — also passierte man den weißroten Schlagbaum.

Frohen Mutes zogen sie durch „das artige Ritzingen“ und auf der vortrefflichen Chaussee nach Würzburg, wo sie mittags um ein Uhr ankamen.

Ein behaglicher Ton klingt auch noch aus dem Briefe, den der Herr Krongesandtschafts-Sekretarius aus der schönen Residenzstadt des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal an seinen Freund schrieb:

„Von dieser so prächtigen Stadt, dem kostbaren neuen Schlosse, der stolzen Festung Frauenberg und anderm können Sie mir, mein Lieber, bei meiner Zurückkunft mehr sagen, als ich bei meinem zweistündigen Aufenthalt dahier habe sehen und hören können; auch können Sie, als mein Vertrauter, sich leicht vorstellen, welche Erinnerung die hiesigen so schönen katholischen Mädchen in mir bewirkt haben! — Leeren Sie doch beim Empfang des Briefes auf das Wohl unsrer verehrungswürdigen Gesandtschaft ein volles Glas, wie ich es soeben in dem vortrefflichen Steinwein getan.“

Die schönen katholischen Mädchen. Mein Ahnherr hatte damals das Bild einer schönen katholischen Bambergerin im Herzen, die er nachmals auch richtig zu meiner Urgroßmutter gemacht hat. —

Von Würzburg bewegte sich der Zug unter dem sanften Geleite des Krummstabes durch den herrlichen Güttenberger Wald; friedlich, aber in althergebrachten, unabänderlichen Formen.

Es war schon Nacht, als man unter den Buchen des weitgedehnten Forstes an die Grenze des Kurfürstentums Mainz gelangte, und nahe einem Jägerhause wartete auch richtig die neue Geleitsmannschaft — vierundzwanzig Bischofsheimer Bürger zu Pferde mit dem Oberamtsverweser an der Spitze. Aber die Geleitsübernahme vollzog sich keineswegs einfach. Denn weil etwa zu Zeiten Kaiser Sigismunds die uralte Geleitsstraße an dieser Stelle ein wenig anders gelaufen war als jetzt die neue Chaussee, so konnte auch die Ablösung ganz unmöglich auf dieser Chaussee selbst erfolgen. Die Würzburgischen und die Mainzischen ritten linkerhand ab in den Wald, und dort erst wurden im Scheine der Fackeln die altehrwürdigen Ablösungsformeln getauscht, die bei solchen Anlässen schon zu Zeiten Kaiser Sigismunds an derselben Stelle unter dem grünen Blätterdache erklungen waren.

In Formeln gebundene Menschen! —

Auch die kleine Stadt Bischofsheim wußte, was sich geziemte. Als die Krongesandtschaft um zehn Uhr abends einrückte, donnerten einige Feldstücke feierlichen Gruß, vor dem Quartier war die Bürgermiliz in Parade aufgestellt, die Fahnen wehten, die Glocken klangen, die Musik spielte. Und als das Merkwürdigste verzeichnete mein Ahnherr eine Festbeleuchtung seltsamer Art: „Es waren nämlich in allen Straßen, die wir beim Einrücken passierten, vor den Fenstern jeden bewohnten Zimmers Lichter gestellt, zum Teil, wer es recht gut machen wollte, hing noch überdies eine Laterne, wär' es auch nur eine Stalllaterne gewesen, dazu hielt man in Ermangelung eines Lichtes brennende Schleifen (d. s. Späne) zum Fenster hinaus, welches zusammengenommen sehr komisch ließ.“

Aber auch hier mußten sich die jüngeren Herren der stolzen Gesandtschaft mit einem elenden Strohlager begnügen und konnten sich dabei nach Herzenslust an der wirklich guten Musik ergötzen, die eine halbe Nacht lang die Kaisertreue der Bischofsheimer dem Sternenhimmel zu verkünden nicht müde ward. —

In der Nacht zum ersten Oktober hatte Miltenberg die Ehre, Gesandtschaft und Krone in seinen

Mauern zu beherbergen, und alles verlief auch hier in feierlich=friedlichen Formen. Dann aber wurde das Epos zum Drama.

Hinter Miltenberg schob sich nämlich ein Stückchen gräflich wertheimischen Gebietes ins mainzische Land herein und mußte im Flecken Kleinheubach passiert werden. Deshalb hatte sich der wertheimische Beamte schon am Abend des 30. September in eigener Person nach Miltenberg begeben und in heftigem Wortwechsel das Geleitsrecht für diese kleine Wegstrecke geltend gemacht. Der Mainzer bestritt natürlich dieses Recht und drohte zuletzt mit dem Aufgebot der ganzen Landmiliz.

In der That führte er seine Drohung aus, und die Krone bekam ein Geleit, so gewaltig, wie man sich's gar nie hätte träumen können.

Am 1. Oktober paradierte die Miltenberger Bürgerschaft mit türkischer Musik und begleitete den Zug um acht Uhr bei strahlend schönem Wetter vergnügt zur Stadt hinaus. Der Mainzer hatte aber noch des Nachts die Landmiliz aufgeboden, und diese gab nun in der Stärke von tausend Mann das Geleit. Vorn, hinten und zu beiden Seiten dicht eingeschlossen, zogen die armen Nürnberger mit ihren Kleinodien unter schönster Musik auf der Straße gegen Klein-

heubach, und es gab drollige Auftritte unter diesen Bauern, von denen die einen sich ein un-
gemein wichtiges Ansehen gaben, andre aber in
unverkennbarer Angst vor den kommenden Er-
eignissen sich ganz nahe heranmachten und im
Schutze des Kronwagens und seiner Begleit-
mannschaft weitermarschierten.

Bis jetzt war die Geschichte nur komisch, und
die Nürnberger hielten auch das Ganze für eine
militärische Spielerei. Aber die Szene änderte
sich bald und wurde tragisch.

An der Heubacher Grenze waren etliche drei-
ßig wertheimische Grenadiere und etwa zwei-
hundert Mann Landmiliz zu sehen, und als der
gewaltige Haufe mit dem Kronwagen herankam,
machten die tapferen dreißig Grenadiere über
die Straße Front und verhinderten das Vor-
rücken der Mainzer Avantgarde.

Da ritt der miltenbergische Beamte vor und
erhob feierlichen Protest gegen solches Verfahren.
Der Wertheimische antwortete in Kürze — und
dann begann die Schlacht von Kleinheubach, die
bisher in den Jahrbüchern der Geschichte noch
nicht verzeichnet ist.

Der Mainzer kommandierte seine Leute zum
Durchbruch, und die Grenadiere samt der wert-
heimischen Landmiliz wurden zurückgetrieben.

Aber die Grenadiere wußten sehr wohl, was die Ehre gebot, liefen querfeldein rückwärts und postierten sich vor Kleinheubach abermals quer über den Weg. Und jetzt ward ihnen Verstärkung. Die Sturmglocken erklangen, und alles, was Heugabeln, Stangen, Prügel tragen konnte, lief heraus zum Beistande der Bedrängten, und Wertheimische und Mainzische begannen sich mit Flintenkolben, Heugabeln, Stangen und Prügeln zu Ehren der Kaiserkrone zu dreschen. Im Hintergrunde aber stieg das jämmerliche Geschrei der Weiber und Kinder gen Himmel.

Zwei Stunden lang währte die Schlacht, und die Erbitterung der Heubacher war so groß, daß sie sogar die Pferde des Kronkavaliers von Holzschuhler und der beiden Gesandtschaftssekretäre, die sich etwas zu weit vorgewagt hatten, mit Flintenkolben zurücktrieben. Endlich mußten die Wertheimischen der Übermacht weichen, und die Mainzer marschierten siegestrunken mit dem geretteten Kronwagen unter den Klängen der türkischen Musik, mit Viktoriaschießen und Freudengeschrei über die wertheimische Grenze wieder ins mainzische Land.

Hinten aber hatte der nürnbergische Feldscher alle Hände voll mit dem Verbinden der fünf bis sechs zum Teil schwer getroffenen Verwundeten zu tun. —

die Kaiserkrone nach Frankfurt gebracht hat 165

Der Rest der Reise verlief ohne weitere Störung und aufregende Erlebnisse, und am Nachmittage des 2. Oktober gelangte man glücklich an den Schlagbaum der freien Reichsstadt Frankfurt, wo der kurmainzische Geleitsbeamte dem Abgesandten des Rates den Kronwagen in Verwahr gab.

Unter dem Geläute der Glocken erfolgte der Einzug in die Krönungsstadt, und dichtgedrängt stand in den Straßen zu beiden Seiten das Volk bis zur Häberleinschen Behausung, wo die Frankfurter Stadtgarde den Nürnbergern militärische Ehren bezeigte, bis der Kronwagen in den Hausflur gerollt war.

— — — — —

Seltzam und komisch genug mutet uns Nachgeborene die ganze Veranstaltung an. Aber doch nicht nur komisch und seltsam, sondern vielmehr auch trotz allem ergreifend und rührend, wenn man bedenkt: es war das kostbarste Kleinod eines großen Volkes, das Wahrzeichen einer tausendjährigen, dem Untergang so nahen Macht und Herrlichkeit, es war die Kaiserkrone der deutschen Nation, die da gefahren und geleitet wurde auf uralte Weise über Berg und Thal und Bach und Strom, durch Städte, Dörfer und schweigende herbstliche Wälder — begrüßt und geehrt vom herbeiströmenden Volke — wenn auch zuweilen in seltsamen Formen.

Vom Schreiber zum Staats- minister

— nicht so ganz, aber beinahe

Über das graue Herzogschloß auf dem Felsen von Sulzbach waren zweihundert Jahre hinweggegangen, seit sich übermütige Junker so gern mit abgenagten Knochen beworfen, seit sie mit Gesang und Pfeifenklang nächtlicherweile die stillen Straßen und Gassen des Städtleins unsicher gemacht hatten, und fast zweihundert Jahre, seit jene Sophie Sperl Anno 1622 einer Fürstin gehorsame Hofjungfer gewesen war. In den weitläufigen, hohen Gemächern, wo dann später der gelehrte Herzog Christian August mit seinem Kanzler Knorr von Rosenrot, dem Dichter des unsterblichen Liedes „Morgenglanz der Ewigkeit“, über hebräischen Handschriften gebrütet und durch sein verhängnisvolles Dekret den armen Christoph Sperl zum Hofratssekretarius gemacht hatte — in diesem Schlosse setzten ums Jahr 1805 fleißige Drucker die guten Bücher, mit denen unser Herr Better Kommerzienrat Johann Esajas von Seidel, der kluge

Verleger, die Umwelt versorgte. Und in der kleinen Stadt, in der einst der Hofrat Christoph Sperl gewirkt und gelitten, in der das „hochedelgebohrene Fräulein Tregelin“ ihre zierlichen Liebesbriefe verfaßt hatte — in diesem Städtchen spannen sich leise, leise wiederum Sperlsche Schicksalsfäden an und — ab.

In die nördliche Wand der altgotischen Kirchhofskapelle auf der Anhöhe bei Sulzbach ist eine kleine Solnhofer Platte eingelassen — das ärmliche Grabdenkmal meines Urgroßvaters Georg Alexander Sperl.

Er war ein „guter, geschickter, verdienstvoller“ Geistlicher von „ausgebreiteten Kenntnissen und tatkräftiger Frömmigkeit“ und so selbstlos, daß er sich jede nicht durchaus notwendige „Labung und Stärkung“ versagte, nur damit er Bedrängten beistehen konnte und doch ja dem kleinen Vermögen der Seinen nichts entziehen mußte. Über den Begriff dessen, was ihm zur „Labung und Stärkung“ zu genügen hatte, entschied er selbst und faßte ihn eng. Und er hätte doch besonderer Stärkung so notwendig bedurft; denn er war ein frühzeitig verbrauchter Mann.

Als im Jahre 1798 kaiserliche Soldateska in seinem Pfarrhause zu Fürnried das unterste zu oberst kehrte und die rechtmäßigen Insassen aus

einem Winkel in den andern trieb, als Mordbrenner im lieblichen Dörflein zu verschiedenen Malen Feuer legten und ein Schrecken den andern jagte, hatte er sich, wie man das damals nannte, „ein schleichendes Brustübel“, das ist mit einem andern Worte die Tuberkulose zugezogen. Und diesem Leiden erlag er im Jahre 1805 als Stadtprediger in Sulzbach, erst zwei- undfünfzig Jahre alt.

Es war ein besonders trauriger Anblick, als man den Sarg aus dem „alten, ungesunden Gebäu“ in der Pfaffengasse zum hochgelegenen Friedhof hinausstrug, und wohl viele hundert nasse Augen sahen mit ungeheuchelter Theilnahme auf die schwächliche Witwe und das Häuflein minderjähriger, ja teilweise ganz unmündiger Kinder, die sich um die Mutter drängten — sechs Knaben und zwei Mädchen zwischen achtzehn und zwei Jahren. Denn man wußte ja, der Heimgegangene hatte den Seinen außer den Schätzen einer alten Familienbibliothek nur ein kaum nennenswerthes Vermögen, die Anwartschaft auf einen kümmerlichen Gnadengehalt und seinen Segen hinterlassen.

Allerdings einen starken Segen, einen Segen von der Art, die auf ganze Geschlechter hinaus wirkt.

Borderhand schien freilich alles zu wanken.

Aber in solchen Fällen, wo Starke mutlos und Kluge ratlos werden, tritt oft ein scheinbar schwaches Geschöpf auf den Plan, steckt sein Lichtlein auf den Leuchter, macht sich mit ruhiger Selbstverständlichkeit an das ihm bestimmte Werk und wird unversehens zur Stütze einer ganzen Familie.

So auch hier.

Unter den Kindern, die vom Grabe des Vaters in das verwaiste Haus heimkehrten, schritt ein stolzes Mädchen von herber, reiner germanischer Schönheit, noch nicht achtzehn Jahre alt. Und an dieser Jungfrau sollte sich wieder einmal die frohe Verheißung erfüllen, daß in den Schwachen göttliche Kräfte wirksam sind.

Des Vaters würdige Tochter, ging Elisabeth mutig und selbstlos ihren Weg, wurde ihrer Mutter Trost, half die kleinen Geschwister zu braven Menschen erziehen, wahrte die Flamme des häuslichen Herdes, erhielt den Flüggewordenen die Heimat.

Mehr als ein Jahrhundert ist vergangen, seitdem sie sich an ihr Lebenswerk machte. Aber heute noch steht ihre Gestalt lichtumflossen im Gedächtnis der Nachgeborenen, verklärt, verehrungswürdig, wie sie zeitlebens ihren Brüdern gewesen ist.

Freilich, ohne innere Kämpfe mag ihr der Verzicht auf eignes Lebensglück nicht gelungen sein. Denn der Siegeskranz der Selbstüberwindung legt sich dem Sterblichen nimmer von selbst um die Schläfen — er will herabgehungert sein aus dem Bereich der ewigen Sterne. So erfuhr sie denn in ihrem schlichten Dasein nichts, gar nichts von dem, was man heutzutage „sich ausleben“ heißt. Aber als sie endlich an der Grenze des biblischen Alters unvermählt ihre Laufbahn beschloß, hatte sie sich dennoch ausgelebt im Sinne der höchsten Bestimmung, und ihr Leben war als ein köstliches zu bewerten; denn es war Mühsal und Liebe gewesen. —

Sechs Söhne! Wäre der Vater am Leben geblieben, dann hätten sie wohl zumeist gelehrte Berufe ergriffen; denn der unbegabteste unter ihnen war doch immer noch ein reichlich gescheiter Kerl. Aber an solche Möglichkeiten war nicht zu denken, und nur einem von ihnen war es beschieden, die gelehrten Schulen hemmnislos zu durchlaufen, meinem Großvater Andreas. Drei mußten die Kaufmannschaft erlernen, zwei wurden in die Schreibstube gesteckt.

Es ist merkwürdig, wie grundverschieden diese sechs Brüder waren und wie sie doch wieder alle den Stempel ihrer gemeinsamen Abstammung

mung an der Stirn trugen. Es war gerade, als wollte sich im engen Rahmen dieser Familie die Art des ganzen Geschlechts spiegeln und wiederholen: kühner Unternehmungsgeist in Verbindung mit unstetem Sinn und geringer geschäftlicher Veranlagung; hervorragendes Verwaltungstalent, gepaart mit nüchterner Lebensanschauung. Ausgesprochene wissenschaftliche Begabung, verbunden mit starker Neigung zur Beschaulichkeit. Dazwischen rechtschaffenes Mittelgut ohne höheres Streben. Und alle sechs waren heilsamerweise in ihrer Jugend, die Mehrzahl von ihnen war das ganze Leben lang zum Kampf mit der Armut gezwungen.

Zwei von ihnen wurden also in die Schreibstube gesteckt, und der eine von ihnen ist auch nie mehr über sie hinausgewachsen. Der andre aber — je nun, der hatte Eisen im Blut, und es ist ein Genuß, an der Hand von Briefen und Aufzeichnungen aller Art sich zu vergegenwärtigen, wie sein Wille und seine Begabung kraftvoll die Fesseln gesprengt haben.

Georg Sperl war beim Tode seines Vaters noch nicht zwölf Jahre alt und besuchte das Gymnasium in Sulzbach. Es sind noch Schulzeugnisse vorhanden, die den Neun-, Zehn- und Elfjährigen so trefflich kennzeichnen, daß man

in den weichen Linien des Knabenbildnisses den ganzen Mann zu erkennen vermeint, zu dem er nachmals geworden ist. Und immer wieder rühmen die Lehrer seine Bescheidenheit, seine Gefälligkeit und den verträglichen Sinn, der ihn zum Liebling seiner Mitschüler gemacht habe.

Schon in früher Jugend erfüllte ihn der lebhafteste Wunsch, Soldat zu werden, und so schwärmten die beiden, er und sein lieber Kamerad von Podewils, nach Kinderart von Kampf und Sieg und Ehren. Georgs Vormund gab sich auch redlich Mühe, ihn im bayrischen Kadettenkorps unterzubringen, ja, sein Vetter, der Regierungsrat Magnus von Köhler in Sulzbach, stellte ihm sogar eine feierliche Urkunde über sein altadeliges Herkommen aus und drückte sein Petschaft darauf. Aber es half alles nichts, weil jede wirksame Empfehlung mangelte. Und während der junge Podewils ins Korps kam und einem frühen Soldatentode entgegenging, wurde Sperl, der glänzend begabte Gymnasiast, mit sechzehn Jahren in der Allgemeinen Stiftungsadministration zu Amberg untergebracht.

Aus einem Briefe des Achtzehnjährigen an die Mutter geht hervor, daß er sich in seiner Lage unglücklich fühlte, aber auch durchaus nicht

gewillt war, sich widerstandslos unter das Joch eines verfehlten Lebens zu schmiegen.

Rastlos und mit der ihm eignen kühlen Berechnung aller Umstände überlegte er, wie seine anscheinend aussichtslose Lage zu ändern wäre.

Sein Ziel war zunächst die Stelle eines Rentbeamten. Aber bezeichnenderweise setzte er sogleich bei: „ja selbst Finanzrates“. Und zu solchem Zwecke gedachte er durch Selbststudium das Reisezeugnis eines Gymnasiums zu erlangen und dann den Besuch der Universität zu wagen. Dem Einwande, daß derartige Pläne eines Mittellosen denn doch „kühn und übermütig“ seien, begegnete er von vornherein mit den Worten: „Daß ich so weit zu streben suche, als es mir möglich ist, dies wird Sie nicht wundern; es liegt in jedes Menschen Natur.“ Und schon glaubt er von weitem eine Möglichkeit zu sehen und bekennt: „Ich würde mich der Sünden fürchten, sie unbenutzt vorübergehen zu lassen.“

Dann entwickelte er seinen Plan. Er berechnete, daß er mit 300 Gulden jährlich gerade durchkommen könnte, für das zweite und dritte Jahr des Hochschulstudiums aber wäre bestimmt auf ein Staatsstipendium von je 200 Gulden zu rechnen, das der König den Kameralisten besonders gern verleihe. Deshalb mußte er in den

drei Jahren alles in allem 700 Gulden aufnehmen. Nach Ablauf dieser Zeit könnte er aber auch getrost dem ersten besten Beamten seine Dienste anbieten und getraute sich also auch zunächst ohne Anstellung im Staatsdienste schuldenfrei zu werden.

Sein Brief gipfelte in der Frage, ob die Mutter nicht irgendwo ein Kapital aufkünden könne, das er ihr selbstverständlich, als zu ihrem Lebensunterhalte nötig, verzinsen würde.

Die Antwort hat sich nicht erhalten, und es ist auch nicht näher bekannt, wie er das Geld aufbrachte. Genug, er wollte und setzte es durch.

Im September 1812 stellte ihm sein ehemaliger Lehrer am Gymnasium zu Sulzbach, der bekannte Professor Lichtenthaler zu München, das Zeugnis aus, daß er am Gymnasium studiert habe, und noch im November desselben Jahres erhielt der Oberschreiber Georg Sperl vom Rektor des Wilhelmsgymnasiums in München das Absolutorium. Er hatte sich's nach der amtlichen Schreibarbeit des Tages ohne Zweifel tief in die Nacht hinein studierend errungen.

Drei Tage danach war er Student der Kameralwissenschaften in Landshut, wo damals noch die altbayrische Universität hauste, und vier Jahre später legte er vor der staatswirtschaftlichen

Sektion die Prüfung ab und erhielt die Note „vorzüglich“.

Dabei war er durchaus kein Stubenhocker gewesen und hatte nebenher als Pfälzer Korpsbursch am studentischen Leben teilgenommen. Was damals billiger war als heute und auch dem Armen erschwinglich — weil in diesen Verbindungen noch nicht in erster Linie der Geldbeutel des Vaters als Erkennungszeichen für die Tüchtigkeit des Sohnes galt. Und in der Zeit der Freiheitskriege, die ja im Rheinbundstaate Bayern bekanntlich keine allzu hohen Wellen schlugen, brach auf seine neue seine Neigung zum Kriegshandwerk durch; er meldete sich mit den meisten Studierenden, wenn auch vergeblich, zu den Waffen.

Die Korps oder, wie sie damals hießen, Landsmannschaften waren aber in den Augen der hohen Obrigkeit ebenso wie später die Burschenschaften verbotene Verbindungen, und im Jahre 1815 wurde auch Sperl in eine Untersuchung verwickelt. Der Prozeß nahm zwar einen verhältnismäßig günstigen Ausgang. Denn das Allerhöchste Erkenntnis konnte nur feststellen, daß er zwar nicht überwiesen, aber sehr verdächtig sei. Und so wurde er „aus eingetretenen Milderungsgründen“ nur mit vierzehntägiger Gefängnis-

strafe und dem concilium abeundi belegt — also bestraft wegen eines Vergehens, dessen er nicht überführt war. Wenn man aber seine späteren Kämpfe um staatliche Anstellung erwägt, so drängt sich die Vermutung auf, daß ihm diese Verurteilung noch lange anhaftete und hindernd im Wege stand.

Mit dem Universitätsexamen war das erste, heißersehnte Ziel erreicht. Aber schon türmten sich neue Schwierigkeiten auf und drohten alle wohlbegründeten Hoffnungen zu vernichten.

Seine Vorbereitung hatte dem Finanzdienst im vollen Umfange, nicht etwa dem Rentamtsdienste gegolten. Nun war aber wenige Wochen vor seinem Abgang von der Universität eine königliche Verordnung erschienen, wonach fortan die Zulassung zum höheren Dienste, also „der Ratsakzess bei einer königlichen Finanzdirektion“, nur solchen Bewerbern genehmigt werden sollte, die zugleich Kameralisten und Juristen waren, absolvierte Juristen, die nicht nur, wie Sperl, die meisten juristischen Vorlesungen gehört, sondern auch die Prüfung abgelegt hatten.

Ein harter Schlag für alle Betroffenen. Doppelt hart für einen Mann von vierundzwanzig Jahren, der nur mit fremder Hilfe seine Studien hatte beenden können und nun die Hochschule

mindestens noch ein Semester lang hätte besuchen müssen. Schon war er nahe daran, auch dieses Opfer zu bringen, denn er wollte „nicht zeit-
lebens den Vorwurf behalten, um dieser vier Monate willen einen dummen Streich gemacht zu haben“. Dann aber entschloß er sich doch anders, ging mit einem Gesuch um Befreiung vom juristischen Examen an den König und bat die Regierung um Erlaubnis zur Praxis im Regierungskommissariat Regensburg. Und diese Erlaubnis wenigstens wurde ihm „wegen seiner vorteilhaften theoretischen und praktischen Zeugnisse“ bereitwillig erteilt.

Damit saß er im Sattel, und er war nicht der Mann, sich von einem störrischen Rosse wieder so leicht abwerfen zu lassen.

Zunächst folgten allerdings magere Jahre. Und wenn auch der Regierungspräsident sich bald persönlich um das aufstrebende Talent annahm und ihm ein Taggeld von einem Gulden erwirkte, seine Verwendung im Rechnungskommissariat ablehnte und ihn zur Vorbereitung auf das Staatsexamen, den „Rats-Alzess“, ermunterte — die Frage des juristischen Examins war noch immer nicht entschieden.

Aber der Praktikant machte sich durch seine glänzenden Referate in Bälde derart bekannt und

unentbehrlich, daß er trotz des fehlenden juristischen Absolutoriums schon neun Monate nach seinem Eintritt um die Zulassung zum Staatskonkurs bitten konnte. Sein Gesuch wurde gewährt, und er erhielt auch in diesem besonders schweren Examen, das einen Monat lang währte, die Note „sehr gut“.

Man sollte meinen, daß er nun alsbald Akzessist geworden wäre. Aber weit gefehlt. Er mußte ein volles Vierteljahr warten. Dann erst wurde er in das Ratskollegium eingeführt.

Mit einem Gulden Taggeld, der ihm für die täglichen Bedürfnisse genügte, verrichtete er seine Arbeit und meldete sich von Zeit zu Zeit immer wieder, von glänzenden Zeugnissen seiner Vorgesetzten unterstützt, um endgültige Anstellung als Assessor. Lange vergeblich. Denn wirksamer als persönliche Tüchtigkeit war die Protektion. Und diese fehlte. So wurde ihm einer nach dem andern vorgezogen, und als er sich siebenmal vergeblich beworben hatte, verlor sogar er den Mut und bat um das freigewordene Rentamt Walderbach in einem Winkel der Oberpfalz, auf die höhere Laufbahn verzichtend.

Aber auch dieser Schritt war vergeblich.

Da wurde wieder eine Assessorenstelle bei der Regierung frei, und zum achten Male griff er

zur Feder. Jetzt aber schrieb er in seinem vorschriftsgemäß an den König gerichteten Gesuche Fraktur: „Die Regierung des Regentkreises — weniger freigebig in ihren Prädikaten als andre Regierungen — hat Eure Majestät jedesmal vorgestellt, daß ihre Wünsche vollkommen befriedigt sein würden, wenn Allerhöchstdieselben mir diese erforderliche Assessorstelle erteilen würden. Sie hat dadurch, wie ich glaube, auf das bestimmteste über meine Befähigung sich ausgesprochen . . . Eure Majestät würdigten mich seit 4 $\frac{1}{2}$ Jahren wohl der Arbeit, nicht aber der Anstellung eines Assessors . . . Während meine Mitbewerber von einer Beförderung zur andern vorrücken, geruhten Eure Majestät noch nicht mit einer Silbe mich zu würdigen, welche mich über mein unverdientes hartes Loos hätte trösten können . . . Verlassen — wie ein Stiefkind — stehe ich da, im Begriff, das siebte Jahr meines Aktzesses anzutreten. Bitterer Schmerz hat sich meiner bemächtigt — ich vermag ihn nicht länger zu unterdrücken.“ Das Gesuch schloß mit dem Hinweis auf eine königliche Verfügung, die einem fähigen Finanzakzessisten alle mögliche Förderung in Aussicht stellte: „Eure Majestät bitte ich alleruntertänigst und dringendst, dieses Allerhöchst Ihr feierlichst gegebenes Wort endlich auch an mir zu lösen.“

Selbstverständlich zielten diese Keulenschläge nicht auf das ehrwürdige Haupt des Königs, der die Eingabe ja niemals zu Gesicht bekommen hat, sondern auf den dicken Schädel des Personalreferenten im Finanzministerium. Aber wer eine solche Sprache zu führen wagte, der mußte im Recht sein. Und was die sieben ehrerbietigen Eingaben nicht bewirkt hatten, das erreichte nun plötzlich die so seltsame achte, deren Verfasser allerdings gewissermaßen *va banque* gespielt haben dürfte. Schon nach sieben Tagen unterzeichnete der gute alte König Max ein Dekret, das den Akzessisten Georg Sperl zum Assessor bei der Regierung in Augsburg ernannte. Ein Regierungsassessor stand aber damals etwa im Rang eines Landrichters.

Nun erst war die Bahn in Wahrheit frei.

Das nächste Jahr brachte die gewünschte Rückberufung nach Regensburg. Nach weiteren anderthalb Jahren kam er in gleicher Diensteseigenschaft nach Passau, und ein andres Jahr war noch nicht abgelaufen, als er zum Geheimssekretär ins Finanzministerium, in den unmittelbaren Dienst des Ministers Grafen Armanzperg berufen wurde. —

Schon als Praktikant hatte er einem seiner Brüder geschrieben, er gehe gewöhnlich von drei

bis vier Uhr in den Prinzengarten, wo sich fast „die ganze schöne und garstige, galante und ungalante, hohe und niedere Welt“ einfände; abends bleibe er zu Hause oder gehe in Gesellschaft. Auch der elegante, mittelgroße, schlanke Assessor mag sich in ähnlicher Weise in den Regensburger geselligen Kreisen bewegt haben, und in jener Zeit entstand eine Neigung, die nach Jahren des Wartens und heißen Ringens zur ehelichen Verbindung führen sollte.

Johann Georg von Lindheimer, Herr auf Wildenberg und Pirkwang bei Regensburg, war als Major in kurpfalzbayrischen Diensten gestanden, schwer verwundet in den Ruhestand getreten und geschmückt mit dem Titel eines Legationsrats in den Postdienst übernommen worden. Er entstammte demselben Wezlarer Geschlecht, dem auch Goethes Großmutter Anna Margareta Deytor angehörte. Er war ein reicher, eitler, sonderbarer Kauz und namentlich stolz auf den bayrischen Adelstitel, den er Anno 1814 erhalten hatte. Er war mit einer stattlichen Dame verheiratet, besaß zwei Söhne und eine Tochter und wollte mit dieser lieblichen Amélie besonders hoch hinaus. Deshalb war ihm ihre Neigung zu dem armen, annoch unbekanntem Regierungsassessor äußerst widerwärtig, und er bereitete den Lie-

benden Schwierigkeiten, brachte es auch schließlich so weit, daß Georg alle Beziehungen als aussichtslos abbrach. Vierundeinhalb Jahre blieb das Paar getrennt. Da erhielt der inzwischen zum Geheimschreiber Aufgerückte plötzlich einen sehr versöhnlich gehaltenen Brief des alten Herrn, der ihm auch hier die Bahn freigab. Die standhafte Treue des Mädchens, das unter der Härte des Vaters unsäglich gelitten hatte, wohl auch die allmähliche Witterung rascher Karriere trugen den Sieg davon. Georg, der auf die Hauptsache der Verdrießlichkeiten, das „von“, ebensowenig Gewicht gelegt hatte wie auf das Vermögen der Geliebten, ergriff die dargebotene Hand, und am 5. Juli 1830 schilderte die neue Schwägerin glücklich der Schwester Elisabeth den Hergang der Trauung in der väterlichen Schloßkapelle: „Wir sind, wie Sie wissen, am 8. Juni getraut worden. An demselben Tag reisten wir mit dem Geistlichen auf unser Gut ab. Eine Stunde vor Wildenberg sah ich nach fünftehalb Jahren meinen geliebten Sperl wieder. Welche Freude dies für mich war, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Ich konnte anfangs kaum sprechen. Wir fahren nun zusammen nach Wildenberg, und einige Stunden nach unsrer Ankunft wurde, abends sechs Uhr, die Trauung vollzogen. Ach, wie glücklich

machte mich der Gedanke, daß Ihr guter Bruder nun mein für immer ist, und daß kein trübes Geschick uns mehr trennen kann. Wir haben schwere Prüfungen bestanden, aber das vortreffliche, redliche Herz meines lieben Mannes hat sich dabei so bewährt, daß ich mich nun auch doppelt glücklich mit ihm fühlte. Wir blieben nun noch acht Tage bei meinen Eltern und trafen am 16. Juni bei sehr schlechtem Wetter in München ein.“

Georg aber schrieb ein halbes Jahr später an seinen Bruder Andreas: „Mein Weibchen und ich leben der schönsten Eintracht und fast gänzlicher Zurückgezogenheit dahier; denn seit ich verheiratet bin, gehe ich abends gar nicht mehr aus. Ich muß für dich beifügen, daß meine Frau sowie ihre ganze Familie evangelischer Religion ist, ein Umstand, auf den ich zusamt gewiß sehr toleranten Gesinnungen einen nicht geringen Wert lege.“ —

„Und daß kein trübes Geschick uns mehr trennen kann“, hatte die junge Frau in ihrem Glück gehofft und gewähnt.

Gewähnt!

Nach Jahresfrist gebar sie einen Sohn. Das war am 6. Januar 1832. Fünf Tage später schrieb ihr Gatte an den Schwiegervater: „Ich freue mich, Ihnen berichten zu können, daß meine liebe

Frau sich so gut wie möglich befindet. Zwar fehlt noch ein erquickender Schlaf, und ein Ausfluß hat sich eingestellt, welchen man bei Wöchnerinnen ungern sieht. Aber unser Arzt hat uns diesen Abend mit recht beruhigenden Versicherungen verlassen.“

Doch schon bald danach mußte er schreiben, daß sich leider ein starkes, besorgnißerregendes Fieber eingestellt habe.

An jenem Morgen fühlte sich die Kranke sehr schwach und äußerte plötzlich: „Ihr sagt mir nicht, wie es um mich steht, aber ich fühle mich selbst, ich muß sterben.“ Erschüttert brach sie in Tränen aus, gedachte vielmals ihrer lieben Eltern, ihrer Brüder, ihres lieben Kindes, ihres Mannes, der in Schmerzen hätte vergehen mögen, ihrer glücklichen Ehe. Gegen Mittag erholte sie sich wieder so weit, daß ihre Umgebung neue Hoffnung schöpfte. Aber es währte nicht lange, dann stellte sich Erbrechen ein. Stumpf lag sie in den Kissen, redete irre, zupfte an allen Tüchern und verlor allmählich die Besinnung. Langsam erlosch das Leben, und um halb sechs Uhr entschlief sie in den Armen des Gatten.

Dieser schrieb dem Schwiegervater: „Erwarten Sie keine Tröstungen von demjenigen, der ja doch das meiste, der sein Lebensglück verloren.

Ihnen gehörte sie ja mehr der Erinnerung als der That nach. Aber ich Armer, wo ich meine Augen hinwende, erblicke ich etwas, was mich an sie erinnert. Immer neue Lücken. Und wenn ich vollends meinen verwaisten Sohn ansehe, dann bricht mir das Herz.“

Wenige Wochen nach diesen Familienereignissen erfolgte der Sturz des Grafen Armanzperg, und da sein System von Grund ausgerottet werden sollte, beförderte man auch seine beiden Geheimsekretäre auf andre Posten. Georg Sperl wurde Assessor beim Obersten Rechnungshofe in München.

Sein neues Amt brachte es mit sich, daß er alljährlich mehrere Monate auf Visitationsreisen zubringen mußte. Zunächst hatte er etwa ein Vierteljahr in Regensburg zu tun. Er ging gerne dorthin. Konnte er doch seinen prächtig gedeihenden Knaben, das Glück seines verödeten Daseins, während dieser Zeit in die Pflege der Großmutter Lindheimer geben. Aber der Aufenthalt in Regensburg sollte auch in anderer Beziehung entscheidend für sein ferneres Leben werden.

Wollte er sich nicht von seinem Kinde trennen, so mußte er sich zu einer zweiten Ehe entschließen. Und er traf die Wahl mit der ihm eignen Ruhe und Besonnenheit.

Auf den Rat und die Empfehlung der Frau von Lindheimer näherte er sich einer Freundin seiner verstorbenen Frau, der Großkaufmannstochter Lisette Thurn, die aus einem der angesehensten Regensburger Häuser stammte, eine sehr gute Erziehung genossen hatte und im Anfang der dreißiger Jahre stand. Ihr Vater war seit sechs Jahren tot und sie das einzige Kind aus seiner ersten Ehe, die eine Konvenienzehe gewesen und in die Brüche gegangen war. Lisette hatte ein bedeutendes Vermögen zu erwarten, das aber noch größtenteils „in Prozessen befangen“ war. Deshalb hieß sie in Regensburg, wo es damals wie vermutlich auch heute gute und böse Menschen gab, „das Prozeßfräulein“.

Die Werbung fand Gehör, und der glückliche Mann hatte auch bei seinem zweiten Griff in den unerforschlichen Lostopf der Ehen wieder einen hohen Gewinn gezogen.

„Ich habe allen Grund, zu hoffen,“ schrieb er in jener Zeit, „daß durch diese Partie mein unterbrochenes häusliches Glück werde wieder hergestellt werden. Meine Braut hat mein kleines Georgehen, das ganz vortrefflich gedeiht und mir die innigste Freude gewährt, ganz lieb gewonnen, und ich glaube sogar, er sei ein Hauptvermittler dieser Partie gewesen.“ —

Georg Sperl erfreute sich des besonderen Wohlwollens auch der nachfolgenden Minister, des Herrn von Wirschingen und des Grafen Seinsheim, und rückte rasch empor. Nach zwei Jahren wurde er Regierungsrat bei der Finanzkammer des Isarkreises, nach weiteren zwei Jahren ganz unerwartet Oberrechnungsrat beim Obersten Rechnungshofe. Der erste Januar 1845 brachte ihm den Verdienstorden der bayrischen Krone und damit den Adelstitel, den einst der neugebackene Herr von Lindheimer an ihm so schmerzlich vermist hatte; und wiederum wenige Wochen später schrieb ihm Graf Seinsheim einen Brief, der beide, den Minister und den Untergebenen, ehrt:

„Da der Fall eintreten könnte, daß sich um die erledigte Stelle eines Vorstandes der Rechnungskammer auch ein Ministerialrat bewürbe, so bitte ich Euer Hochwohlgeboren, mir nur mit ein paar Zeilen zu sagen, ob es sodann Ihren Wünschen entsprechen würde, als Ministerialrat in das Finanzministerium einzutreten. Ich bitte Sie, mir auf diese Frage ohne allen Rückhalt und so zu antworten, wie ein Freund zu einem vertrauten Freunde spricht — denn ich möchte um keinen Preis etwas tun, was Ihnen nur im geringsten unangenehm sein könnte.“

Und als dann der König den Oberrechnungs-

rat auf sein Ansuchen ins Ministerium berufen hatte, schrieb Seinsheim wieder: „So sind denn unsre beiderseitigen Wünsche in Erfüllung gegangen, und ich hoffe, wir werden recht lange in gemeinsamem Wirken dem Vaterlande wie dem besten Könige die vereinten Kräfte weihen.“

Als ihn sein Bruder Andreas beglückwünschte, antwortete Georg: „Du wirst dich über die schnelle Wendung wohl kaum mehr gewundert haben als ich selbst. Ich bin mir bewußt, zu den erlangten Ehren nicht auf unehrenhafte Weise gekommen zu sein.“

Und er blieb auch in seiner hohen Stellung — die damals viel mehr bedeutete als heute, wo fast aus jedem Bahnwärterhäuschen ein Oberregierungsrat guckt — er blieb der schlichte, aufrechte, wahrhaft stolze Mann, als den er sich zeitlebens bewährt hatte. Und von ihm stammt das schöne Wort, das er seinen heranwachsenden Söhnen einprägte: „Werdet mir keine Jaherren!“

In seinem freien Entschlusse hätte es auch gelegen, noch die höchste Stufe der Beamtenlaufbahn zu erklimmen. Im März 1849 erbat und erhielt das Gesamtministerium seine Entlassung. Einige Tage später saß die Familie und mit ihr mein seliger Vater, damals ein junger Student, beim Mittagessen. Da wurde

der Kabinettssekretär des Königs gemeldet, und der Ministerialrat begab sich in das Empfangszimmer. Als er nach langer Zeit zurückkam, sagte er in seiner kühlen, gelassenen Weise zu seiner Frau: „Was, meinst du wohl, hat er von mir gewollt?“ Alles blickte erwartungsvoll auf ihn. „Er hat mir das Portefeuille angeboten. Ich habe abgelehnt, weil ich mich der Aufgabe nicht gewachsen fühle, und habe meinen Kollegen Aschenbrenner vorgeschlagen.“ Dann ging er zu einem andern Gespräch über. Am nächsten Tag aber stand die Ernennung des Dr. Joseph Aschenbrenner in den Blättern.

Eristige Gründe mögen den schlichten, stolzen Mann zu seiner ablehnenden Haltung bestimmt haben. Er, der sich durch „schnelle Fassungskraft, sicheren Takt im Aufgreifen der wesentlichen Punkte bei verworrenen Geschäften, Ruhe und Festigkeit der Meinung, Klarheit und gehaltreiche Kürze im mündlichen und schriftlichen Vortrage“ auszeichnete, scheute die Redeschlachten und Zungendreschereien des Parlaments, in dem es seit der Revolution allerdings mitunter sehr stürmisch zugeht. Sodann mußte er als Protestant einer katholischen Kammermehrheit gegenüber unter Umständen auf besondere Schwierigkeiten gefaßt sein. Der dritte und tiefste Grund

aber war wohl der alte Erbfehler seines Geschlechts: eine Neigung, die eignen Fähigkeiten immer zu gering, die Fähigkeiten andrer viel höher einzuschätzen und infolgedessen im entscheidenden Augenblick einem andern den Vorrang zu lassen.

So kam es, daß ich über dieses Bild die Worte setzen mußte: „Vom Schreiber zum Staatsminister — nicht so ganz, aber beinahe.“

Selbstverständlich fehlte es dem ausgezeichneten Staatsbeamten auch in der Folge nicht an mannigfachen Ehrungen. Ja, es erging sogar später anläßlich eines Ministerwechsels noch einmal die Frage an ihn. Mit dem gleichen Ergebnis. Aber es war ihm vergönnt, bis zu seinem Tode im Jahre 1862 alle seine hohen Ämter zu versehen. —

Sein Familienleben war ein sehr glückliches. Aus seiner zweiten Ehe erwuchsen ihm noch zwei Kinder. Ein Knabe und ein Mädchen. Die reichen Mitgiften seiner beiden Frauen ermöglichten dem anspruchlosen Manne bei weiser Sparsamkeit so manche günstige Erwerbung liegenden Besitzes, und er konnte den Seinigen ein für die damaligen Verhältnisse bedeutendes Vermögen hinterlassen. Zeit lebens aber hatte er eine offene Hand, namentlich für seine zahl-

reichen Geschwister, und half ihnen mit Rat und That, wo er nur konnte. Er lebte in tiefer Zurückgezogenheit seinem Amte und seiner Familie, ja sogar zu einem längeren Landaufenthalte konnte er sich niemals entschließen und nahm fast nie einen Urlaub. Ein kurzer Ausflug nach Landsbut zum fünfzigsten Stiftungsfest seiner Palatia war für ihn und seine Familie ein Ereignis.

Er starb in einem Alter von 69 Jahren. Seine Witwe überlebte ihn um ein paar Jahrzehnte. Seine beiden Söhne studierten die Rechte und wurden Staatsbeamte wie er. Der ältere war flotter Frankenkörpsbursch gewesen und hatte, wie es scheint, weder mit seiner Gesundheit noch mit seinem Vermögen so recht hausgehalten. Dem Reichbegabten fehlte der Sporn der Armut, der seinen Vater hochgebracht hatte. Er starb in jungen Jahren als Landgerichtsassessor. Der zweite Sohn war ein edler, schlichter Mann, der hochbetagt als Landgerichtsrat im Ruhestande das Zeitliche gesegnet hat. Die Tochter vermählte sich mit einem Juristen, einem Sohne des berühmten Tiermalers und Radierers Adam Klein in München, wurde sehr bald Witwe und starb ebenfalls hochbetagt, nicht lange nach ihrem Bruder. Beide Geschwister waren große Wohltäter der Armen und Bedrängten.

Die ganze Familie ist im Mannes- und Weiberstamm erloschen.

*

Sechs Brüder waren einstmalß aus dem „alten ungesunden Gebäu“ des Sulzbacher Predigerhauses in die Welt getreten. Nur zweien von ihnen war es beschieden, das Geschlecht weiterzupflanzen.

Vorüber, vorüber! —

Auf den schäumenden Lebenswogen treiben andre Schifflein, in stillen Studierstuben grübeln andre Menschen. In den Ämtern sitzen und schaffen andre. Das Antliß der Zeit hat sich verändert, wie es sich im Umtrieb jedes Jahrhunderts einmal zu verändern pflegt; aber die Menschen sind im Grunde dieselben geblieben. Von gestern her, und morgen vergessen. Bittere Tränen sind getrocknet, heiße Stirnen gefühlt, schimmernde Ordenssterne abgefallen. Eingefargt und ausgeglichen alles und jedes; die Werte umgewertet. Vorüber, vorbei!

Und wer weiß es, wer sieht mit allwissenden Augen durch Schein und Dunst äußerer Schicksale? Wer wagt zu entscheiden, welcher von den sechsen der Ärmste, welcher der Reichste gewesen in der Innenwelt, die, ein kleiner, geheimnißvoller Kreis, umschlossen vom großen sichtbaren Kreise der Umwelt, das wahre Lebensgebiet jedes Einzelnen ist?

Wahrhaft glücklich waren gewiß nur die von den sechs, die gleich dem Geringsten unter ihnen gesinnt waren. Ein armer wortfarger Schreiber bei der obersten evangelischen Kirchenbehörde in München. Ein schüchterner, einsamer Mann, dem in einem langen Leben so ziemlich alles mißlungen war. Und dieser schrieb einst seiner lieben Schwester Elisabeth und bekannte ihr, was ihn trotz allem und allem so reich gemacht, so zufrieden, so still:

„Auf meiner Pilgrimschaft in dieser Welt — denn es ist ja das arme Menschenleben nichts andres als ein Durchgang — hat mir Gott Gnade gegeben, daß ich alles Unangenehme mit Ergebung in seinen Willen habe ertragen können, und ich hoffe auch, daß er mir ferner beistehen wird, das Lebensziel glücklich zu erreichen. Wenn mich schon Gott nicht mit äußeren Glücksgütern gesegnet hat, so hat er mir desto mehr inneres Seelenglück geschenkt. Gott sei Dank dafür, ich habe es erkennen lernen, daß das wahre Glück nicht in dem Besitz irdischer Güter, nicht in Ehre und Ansehen vor den Menschen zu suchen ist.“

Siehe da, der geheimnisvolle Ausgleich — welkenweit verschieden von der öden Gleichmacherei unsrer Tage — erkannt und bezeugt von einem „Enterbten“.

Das Paradies meiner Kindheit

Mein Vater hatte neununddreißig Väschen, die sich auf drei Sperl'sche und neun andere, samt und sonders dem gebildeten, meist dem gelehrten Mittelstande angehörige Familien vertheilten. Eines dieser Väschen, die Tochter Amalie des Kirchenrates D. August Bomhard in Augsburg, machte er zu seiner Frau.

Infolge dieser Verwandtenheirat hatte ich schon bei meiner Geburt einen schweren, unersetzlichen Verlust zu beklagen. Einen Verlust, um deswillen allerdings noch nie Trauerkleider angelegt worden sind; einen Verlust, den nur der Genealoge zu würdigen vermag: den Ahnenverlust. Aber wenn ich Armster also auch statt der üblichen zweiunddreißig nur vierundzwanzig Ur-Ur-Urgroßeltern mein eigen nenne, so sind mir diese doch nach Stand, Herkunft und Religion wohlbekannt, und ihre Zahl genügt vollkommen, meine eheliche, arische Abstammung einwandfrei zu beweisen. —

An der Spitze meiner Jugenderinnerungen sollten billigerweise meine Großeltern stehen. Aber ich habe über meinen Großvater Bomhard

und dessen Familie schon ein ganzes Buch geschrieben und müßte mich also hier nur wiederholen. In dieser Biographie habe ich auch meinen Großvater Andreas Sperl zu zeichnen versucht, den wortkargen Landpfarrer, den einst in der Jugend der Theosoph Franz von Baader in München so sehr beeinflusst hatte; den tiefgründigen Theologen, dessen engumfriedigte Welt die Familie, die Gemeinde und die Studierstube mit der uralten Familienbibliothek gewesen ist.

Deshalb will ich hier gleich mit der Zeit beginnen, in der ich zum selbständigen Leben erwacht bin. Das war bei mir wie bei allen Kindern das sechste, siebte Lebensjahr, der Eintritt in die Schule.

Ich bin von Natur ein durchaus festhafter Mensch. Und doch war mein ganzes Leben „ein Wandern von einem Ort zum andern“.

Zufällig, fast möchte ich sagen im Vorübergehen, vor sechzig Jahren zu Fürth bei Nürnberg geboren, kam ich schon im zweiten Jahre nach Augsburg und erlebte dort meine eigentliche Kindheit. Aber kaum hatte ich mich ein paar Wochen in der Volksschule eingebürgert, veränderten die Eltern abermals ihren Wohnsitz.

Im Herbst 1868 berief das Vertrauen des

Kultusministers meinen Vater aus der Industrie zum Vorstande der Gewerbeschule, das ist Realschule, in Landshut.

So kam es, daß sich meine spätere Kindheit vom siebten bis ins dreizehnte Lebensjahr in der alten Herzogstadt an der Isar abgespielt hat, daß ich Landshut mit tiefem Dankgefühl das Paradies meiner Jugend zu nennen berechtigt bin.

Unauslöschlich wäre mir die Stadt und die Landschaft ins Gedächtnis gegraben, auch wenn ich später nie mehr von der Höhe des Klausenberges über das großartige Bild hingeblickt, wenn ich nie mehr durch die „Altstadt“ geschritten wäre.

In einer weiten Talsohle, deren unermeßliches Steingeschiebe seit dunkelfernen Zeiten vom Karwendelgebirge herabgeschwemmt wird, strömt die smaragdgrüne Isar. Und sie war damals noch nicht vergiftet vom Unrat einer kanalisierten Großstadt und noch nicht eingeengt in eine geradlinige Kanalrinne, sondern floß in einem breiten, unaufhörlicher Veränderung unterworfenen Bette wild und ungebändigt zwischen graugrünen Auen dahin.

An ihrem rechten Ufer liegt, eingeschmiegt zwischen den Strom und den siebenzig bis neunzig Meter hohen Talrand das uralte Nest.

Zwei mächtig breite Straßen durchschneiden in der Richtung des Flusses von Süden nach Norden die ursprüngliche Ansiedelung: die vornehme „Altstadt“, ein unvergleichlich schönes Straßenbild, und die „Neustadt“ mit behäbigen Häusern. Beide Straßenzüge aber sind durch viele Gassen und Gäßlein miteinander verbunden. Unterhalb dieser eigentlichen Stadt teilt sich die Isar in zwei Arme, und da drüben, weit im Nordosten, liegt die ehrwürdige Begräbnisstätte der bayerischen Herzoge, schimmern die weißen Mauern des berühmten Frauenklosters Seligenthal. Was der Stadt im Laufe der Jahrhunderte zugewachsen ist, das dehnt sich aus in der Richtung gegen dieses Kloster, dann auf dem linken Flußufer und nordöstlich von „Altstadt“ und „Neustadt“ zwischen Hügel und Strom.

Aber was nützte es, wenn ich die Schönheit zu bannen versuchte?

Ich kann ja doch keine Vorstellung erwecken von dem unsäglichen Reize der riesigen mittelalterlichen Burg Trausnitz, die da hingelagert ist auf dem bewaldeten Bergrücken im Süden und Stadt und Strom beherrscht. So wenig wie von dem Zauber der unendlichen Hügellandschaft, die, Welle an Welle, sich westlich und östlich

des Sartales hindehnt, durchschnitten von Flüßchen und Bächen in gewundenen Tälchen, übersät mit Einzelhöfen, reich an blinkenden Dörfern, — fettes Ackerland, saftgrüne Wiesen, schwarze Wälder in buntem Wechsel.

Was nützte es, wenn ich reden wollte von der steingeackten Pracht der gotischen Martinskirche mit ihrem himmelanstrebenden Turm, einem der höchsten Bauwerke der Erde? Von den andern Kirchen allen bis hinüber zum uralten Afrakirchlein im Kloster Seligental, wo die Zeit stille zu stehen scheint mit verhaltenem Atem. Und endlich von den hochgiebeligen Geschlechterhäusern der „Altstadt“ und den behäbigen Bürgerhäusern der „Neustadt“, von den hallenden Laubengängen längs der Altstadt, ihren mittelalterlichen Kaufgewölben und Krambuden in ewiger Dämmerung? Von geheimnisvollen Krypten und lauschigen Hauskapellen, von vornehmen Höfen mit stolzen Säulengängen, von heimeligen Bräuereien und altberühmten Bauernherbergen mit riesigen Koppställen? Vom schattenreichen Hofgarten, dem alten Tiergarten der Herzoge, der sich die Hänge und Schluchten des Schloßberges hinanzieht? Von dem runden, nadelspizigen Turmpaar der gotischen Kirche Heiligenblut hinter der Trausniß und den backsteingepflasterten

Wegen der langgestreckten Hofmark Berg zwischen ihr und dem Schlosse?

Was nützte das alles?

Ich kann ja doch das wilde Rauschen des Bergstromes nicht bannen und kann die starke Luft nicht zu trinken geben, die von den Alpen herüberstreicht, kann die weißen Wolken nicht malen, die hoch über Stadt und Land schwimmen in einem Aether von wundersamer Tiefbläue, und kann die braunroten Backsteinmauern von Sankt Martin nicht aufleuchten lassen im Widerscheine der sinkenden Sonne, warm, lockend und friedvoll. —

Aber freilich, von alledem sah und verspürte meine gute Mutter nur wenig oder nichts, als sie am 7. Dezember 1868 mit ihren zwei Kindern, dem Sechsjährigen und der Dreijährigen, dem Vater nachfolgte und die große Wohnung mit ihren hohen, düsteren Räumen und mächtigen Flügeltüren in dem altertümlichen Giebelhause der engen Schirmgasse zwischen „Altstadt“ und „Neustadt“ bezog. Und anfangs hatte sie viel zu kämpfen mit Schwermut.

Darüber konnte ihr auch die unvermeidliche Besuchsfahrt zwischen Weihnachten und Neujahr nicht hinweghelfen und nicht der Trubel der

Gegenbesuche an den folgenden Sonntagen, wo sich oft ein halbes Hundert Menschen in der Empfangsstube ein Stelldichein gaben. Da klagte sie dann wohl ein wenig verzagt, „mir sind die hiesigen Verhältnisse wie böhmische Dörfer“, da fühlte sie sich als Fremdling in einem fremden Lande und war — an sich eine gesellige Natur — geneigt, nach Art der Schnecken ihr Haus nicht mehr zu verlassen.

Für den Vater bedeutete die Berufung auf den verantwortungsvollen Posten eine Ehre. Denn er war dazu ausersehen, eine herabgekommene Anstalt wieder in die Höhe zu bringen. Sie brachte ihm aber auch die Befreiung aus ungemein schwierigen Verhältnissen, die sich in der engumgrenzten Welt einer wenn auch noch so bedeutenden privaten Unternehmung oft genug wie Ketten um die Füße der Angestellten schlingen.

Mit Grauen dachte meine Mutter noch im Alter an die Zeit, in der ihr Mann als Chefingenieur Woche um Woche anfangs von sechs, später von acht Uhr morgens bis sechs Uhr abends — eine knappe Mittagspause abgerechnet — angestrengt geistig arbeiten mußte und gleich einem edlen Pferde im Göpel seine besten Kräfte verzehrte. Und frohes Gefühl der Erlösung spricht aus einem Brief an die geliebte Schwiegermutter

aus der ersten Landshuter Zeit: „Er ist wieder ein freier Mensch geworden, der Genuß am Leben findet, während er lange wie ein Sklave geplagt war.“ Geradezu ergreifend aber klingt es, wenn sie in demselben Briefe im Hinblick auf ihre Kinder sagt: „Eines erfüllt die kleinen Herzlein mit bisher nie geahnter Freude und macht ihnen die neue Heimat so lieb — sie genießen ihren Vater. Es ist für mich vielleicht am wonniglichsten, täglich zu sehen, wie sich Heinrich mit seinen Kindern abgibt. Wie oft und schmerzlich habe ich dies früher vermißt.“

Das war unsere geistvolle, schöne, kindlich fromme, im Grunde schwermütige, nach außen allzeit gleichmäßig heitere, nie launische Mutter, die mit jedem Menschen nach seiner Art zu verkehren, hoch und niedrig gleich richtig zu behandeln verstand. Oh — unsere Mutter!

*

Wir wohnten nicht sehr lange in der düsteren Schirmgasse. Und als über die ahnungslose Welt des deutschen Philisters das Kriegsgeschrei des Sommers 1870 hinbrauste, hatten wir uns längst in einer sonnigen Wohnung draußen an der grünen Isar eingenistet.

Der Krieg! Mit glühender Anteilnahme verfolgte der Achtjährige die großen Ereignisse. Es

ging gegen den Kaiser Napoleon und seine Franzosen. Napoleon — den kannte ich gut! Nicht lange nach dem Kriege des Jahres 1866 war er mit seiner lieben Frau Eugenie nach Augsburg gekommen, um dieser sein Jugendland zu zeigen. Da führte er sie auch in den Hof des Anna-Gymnasiums, wo er sich einst mit den Klassikern herumgeschlagen hatte. Und es begab sich, daß „viel Volks“ zusammenlief, sich den Spektakel zu beschauen. Und ungemein dankbar, wie das Volk nun einmal ist für jedes Theater, entrichtete es das übliche Entgelt mit begeisterten Hochrufen. Aber siehe, nun beugte sich eine wackere deutsche Pfarrfrau, überwältigt von jähem Zorn, aus einem der Fenster und rief mit gellender Stimme in die Tiefe: „Pfui Teufel!“ — Ob es bis ans Ohr Seiner Majestät gedrungen ist, möchte ich bezweifeln. Vermutlich haben die deutschen Hammel zu mächtig geschrieen. Ich aber weiß alles. Denn wir saßen ja doch auch da droben irgendwo bei guten Bekannten, tranken Schokolade und guckten neugierig hinab in den Hof. Und beides, der Kaiser Napoleon und die Schokolade, ist mir unvergeßlich geblieben bis heute.

Also gegen diesen Napoleon ging's im Juli 1870. Da war ich vollkommen im Bilde.

Und klar und deutlich steht mir alles vor Augen, was ich damals in meinem weltabgeschiedenen Winkel von den großen Ereignissen erlebt habe.

Ich sehe die blau-grünen Jäger des Landshuter Bataillons und die riesigen Kürassiere vom zweiten Regiment ihre Seitengewehre und ihre Pallasche armweise über den Isarsteg zur Schleifmühle tragen. Und ich sammle mit Eifer die kleinen Sonderblätter der beiden Zeitungen — der ultramontanen „Landshuterin“ und des liberalen „Kurier“ —, die nach jedem weltbewegenden Ereignis in die Häuser flattern und Sieg auf Sieg verkünden. Besitze sie noch. Und allgemach kommen dann auch die Gefangenen. Hinter den Gittern der Kasernhöfe sind sie zu sehen, weiße, schwarze, gelbe Franzosen, ganze Musterkarten verschiedener Rassen. Die Herren Offiziere aber befinden sich in ritterlicher Haft — wie ritterlich sind doch wir Deutschen immer gegen unsere Feinde gewesen! —, bewegen sich auf ihr oft so windiges Ehrenwort frei in der Stadt, bevölkern, weithin leuchtend in ihren brennroten Hosen und goldbetreßten Käppis, die Promenaden, kaufen sich in kritischen Zeiten wohl auch ungehindert schöne Revolver und machen tieftraurige Gesichter. Allerdings, immer sind sie — so munkelt man —

nicht gar so tieftraurig. Denn auch damals gibt es, Gott sei's geklagt, warmherzige Damen der besten Gesellschaft, die sich's zur Ehre rechnen, den lieben Gästen das öde Einerlei der Gefangenschaft dann und wann durch nette Abendeinladungen zu verschönen. Da wird dann gut gespeist, musiziert und parliert, indes draußen im kalten Korridor der bayerische Landwehrmann mit aufgepflanztem Seitengewehr flucht und Obacht gibt, daß man das Gesindel nicht stiehlt, und indes noch viel weiter draußen, vor dem Feind, der Gemahl der einen und andern galanten Dame seine Haut zu Markte trägt im strengen Winter 1870 auf 71. Und die öffentliche Meinung ist nicht kräftig genug, dem Unfug mit einem Pfui nach Art jener Pfarrfrau entgegenzutreten! Was will man da von den frommen Klosterweiblein verlangen, die einen tieferen Zusammenhang zwischen Paris und Rom ahnen und es aus einem dumpfen Gefühl heraus für ein gottgefälliges Werk halten, wenn sie zwischen ihren engen Mauern und hinter ihren noch engeren Stirnen eifrig für den Sieg der Franzosen beten? Haust ja doch auch hoch droben über der Stadt in der Trausnitz der große Patriotenführer und kleinere Staatsarchivar Edmund Jörg — derselbe, der beim Ausbruch des Krieges im brei-

testen Schwäbisch für die bewaffnete Neutralität Bayerns gestimmt und angeblich behauptet hat, so viele Regimenter man aufstelle, so viele würden zum Feind übergehen. Haust dort oben und betet gewiß auch nicht für den Sieg der preussischen Waffen!

Das waren die betrüblichen Begleiterscheinungen einer großen Zeit. Aber die Zeit war so groß, daß sich schließlich alles Lichtscheue in die Winkel verkroch.

Freilich, einer der stolzesten Tage des ganzen Krieges, der Tag, an dem die Glocken jubelnd über alle deutschen Gaue den heißersehnten Fall von Paris verkündeten, der war ein Tag der Trauer für unsere kleine Familie. Denn da ruhte ja in Blumen gebettet unser herziges Bruderlein in seinem Sörglein, und das Licht der Kerzen flimmerte über sein liebes Gesicht. Und damals erfuhr ich zum ersten Male, daß uns armen Menschen bei aller Liebe zum Vaterlande doch jezuzeiten die öffentlichen Belange hinter dem Tränenflor eigenen Leides versinken. Aber ich weiß allerdings auch sehr wohl, daß eigenes Leid doppelt und dreifach lastet, wenn zugleich das große Vaterland in bitterer Not ist.

Der tote Bruder ist mir nach Jahren noch immer wieder einmal in Gedanken lebendig ge-

worden, und ich rechnete: jetzt wäre er so alt, jetzt so alt. Dann war ich geneigt, mich zu bedauern. Denn es muß etwas gar Schönes um brüderliche Freundschaft sein. Ihn selbst aber habe ich nie beklagt. Denn ein Kinderparadies wie uns wäre ihm ja doch nicht mehr zuteil geworden. Das hätten ihm die guten Eltern in der Zeit heißer Lebensarbeit, die ihnen noch beschieden war, nicht zu geben vermocht. Also — wer weiß — vielleicht hatte die fünfjährige Schwester ganz recht, als sie sich nicht satt sehen konnte an dem feierlich stillen Kinderantlitz im goldenen Kerzenlichte, immer wieder in die Händchen klatschte und allen versicherte, dies sei „der schönste Tag ihres Lebens“.

Seltene Vorgänge in der Seele eines Kindes. Kaum hatte sich das Grab über der Leiche geschlossen, da kam die Sehnsucht mit voller Bitterkeit über Helenchen. War ja doch das Brüderchen ihre Wonne gewesen von Tag zu Tag, wenn sie bei der Pflege, beim Baden helfen, es jezuweilen ein paar Augenblicke auf den Armen halten durfte. Und erst nach einem Menschenalter hörte ich ganz zufällig, daß sie noch etwa vier Jahre unter ihrer Sehnsucht gelitten hatte, gar manches Mal auf dem Fußboden ihres Spielzimmers vor einem Schränkchen kniete und

leise vor sich hin weinend die getrockneten Blumen von seinem Grabe streichelte — dann aber, wenn jemand nahte, rasch die Tränen trocknete und der so tief betrübten Mutter lachende Augen zeigte.

*

In meinen jungen Jahren habe ich einst, rückschauend auf die deutsche Vergangenheit und auf die Geschichte meiner eigenen Familie in meiner „Fahrt nach der alten Urkunde“ das kühne Wort geschrieben: Es hat niemals eine gute alte Zeit gegeben.

Das Leben ist uns dazu verliehen, daß wir unsere Anschauungen und Meinungen immer wieder einer ehrlichen Prüfung unterwerfen und uns nicht scheuen, das Ergebnis dieser Prüfung rückhaltlos zu bekennen. Traurige Erscheinungen sind nur solche Leute, die sich des offenen Bekenntnisses schämen.

Täglich lerne ich neues, oft habe ich umgelernt. Und so weiß ich heute: Das Jahr 1914 bedeutet einen tiefen Einschnitt in der Geschichte unseres Volkes, in der Geschichte einer jeden deutschen Familie. Und hinter ihm liegt eine gute alte Zeit, eine freundliche Zeit, so gut, so freundlich, daß unsere Lippen schmerzlich zucken, wenn wir von ihr erzählen, und daß sie unsern Kindern erscheinen

muß wie das Märchenland in wundersam schimmerndem Glanze.

Wie sorglos lebte man doch damals nach dem ruhmreich beendeten Kriege von 1870/71. Sorglos und sicher.

Auch wir Kinder wußten: Eine ungeheure Gefahr war abgewendet. Gewaltiges war geschehen, und ein großer Deutscher hatte sein Volk geeinigt. Und das Bild dieses großen Deutschen war uns wohl vertraut. Schlohweiß war sein mächtiger Schnurrbart, unter buschigen Brauen leuchteten durchdringende Augen, riesig war sein Wuchs. Auf dem Kopfe saß ihm ein Helm mit funkelnder Spitze. Ob er alle Tage den blanken Kürass am Leibe trug, immer den Pallasch an der Seite, das hätten wir nicht zu sagen vermocht; jedenfalls glaubten wir's gerne. Und der Mann hieß Bismarck. Der Inbegriff eines Deutschen. Der und noch einer, die hatten den Krieg gewonnen und die scheußlichen Schwarzen von unsern Grenzen abgehalten. Der aber hieß Helmut von Moltke. Der sah ganz anders aus. Er hatte ein schmales, bartloses Gesicht und stille, ernstblickende Augen, war schlank und hager und sprach nur selten ein Wort. Und den kannte man ja nicht nur aus Bildern, nein, den hatte man — unvergeßliches Ereignis — von Angesicht zu

Angeſicht geſehen. Moltke fährt durch Landshut, ſo hieß es eines Nachmittages. Wie der Wind ging die Nachricht von Ohr zu Ohr. Raſch fertig machen! Du darſt mit hinaus. Und der Knabe lief neben dem Vater zum Bahnhof. Eine kleine Anzahl Menſchen war verſammelt. Alles in froher Spannung. Nur wenige Minuten wird der Zug halten. Also aufpassen, damit man ihn nicht überſieht. Und der Zug brauſte herein. Wo iſt er — wo? Dort ſißt er, dort am Fenſter, in die Ecke gedrückt. Ganz nahe ſtanden wir mit entblößten Häuptern. Und dort ſaß er und blickte regungslos mit ſeinen ernſten Augen heraus auf die Menge. Mit verhaltenem Atem ſtand der Knabe. Dann rief einer hoch! Und nun brauſte es zum ſtillen Abendhimmel empor: Hoch! Hoch! Der Knabe verſchlang mit ſeinen Blicken die ehrwürdigen Züge und prägte ſie ſeinem Gedächtnis auf Lebenszeit ein. Die Maſchine zog mit Schnauben an, die Räder rollten in die Nacht hinaus. Und mit geſchwellter Bruſt trottete der Knabe neben dem Vater zurück in die Stadt. Reich, tiefbeglückt. Denn er hatte einen der Großen ſeines Volkes geſehen. Und mit beſonderem Hochgefühl ſchnallte er den „ſchweren“ Kindersäbel um, ſtülpte die Pickelhaube über die Locken und jagte aus dem Blasrohr den Bolzen auf den

lebensgroßen Zuaven aus Pappdeckel, der als Scheibe in der Wohnstube stand.

Ja, das waren die zwei. Der Bismarck und der Moltke.

Über ihnen aber, in weiter Ferne, stand der dritte. Noch viel vornehmer, viel erhabener. Das war der Kaiser. Ein sehr alter Mann im Schmuck der Silberhaare, mit gutigem Antlitz, mit freundlichen Augen und mit der strahlenden Krone auf dem Haupte. Fern und hoch, der Inbegriff der Majestät, wie sich's für einen Kaiser geziemt.

Und auch der Knabe wußte es: Diese drei sorgen für uns bei Tag und bei Nacht, daß wir sicher wohnen, ganz ungefährdet, in Frieden.

Das war die alte Zeit, die gute Zeit, die unwiederbringlich versunkene Zeit. —

Freilich, einen König hatten wir Bayern auch. Das wußten wir wohl. Und wir kannten ihn auch von Angesicht. Denn damals zeigte er sich noch von Zeit zu Zeit seinem Volke, das mit so treuer Liebe an ihm hing.

Ich hatte ihn zum ersten Male gesehen an einem Tage, der mir jedenfalls angenehmer war als ihm. An dem herrlichen, sonnigen Tage, da ihm der deutsche Kronprinz am Siegestor in München sein ruhmbedecktes Heer zurückgab.

Heute noch jauchzt mir die schmetternde Musik in den Ohren. Heute noch blinkt das Licht auf den endlosen Scharen, die dröhnenden Schrittes hereinzogen. Heute noch jubele ich denen entgegen, Offizieren und Mannschaften, die, weithin erkennbar, wahrhaft ausgezeichnet vor den zahllosen anderen, das Eiserne Kreuz trugen. Heute noch funkeln die Kürasse, blitzen die Pallasche und Degen, mit denen die Offiziere die Lorbeer- und Eichenfränze auffingen. Heute noch sehe ich die beiden, den Kaisersohn und den König. Wir saßen auf einer der Tribünen nahe am Siegestor. Alles habe ich schauen dürfen mit weit geöffneten Augen. Und in den Augen des alternden Mannes zuckt es schmerzlich, wenn er über ein halbes Jahrhundert zurückblickt auf die gute alte, auf die große Zeit, die er noch halb im Traum erlebt hat, — auf die unwiederbringlich versunkene Zeit.

*

Freilich, daß dem jugendschönen Bayernkönig schon damals die Krankheit im Hirn saß und daß sich an jenem Tag der Haß gegen den Kaisersohn entzündete, der Haß, der den Unglücklichen bis in die Nacht des Wahnsinnes hinein nicht mehr losließ, das wußten nur wenige und ahnten nicht viele.

Aber eines war auch mir sehr scheinierlich

oder, wie sich mein Schwesterchen seltsamerweise in Verwechslung des Begriffes mit der Berufstätigkeit eines väterlichen Freundes auszudrücken pflegte, es war mir „inschenierlich“, wenn ich an jenen Freudentag zurückdachte. Nach den leiblichen Anstrengungen und seelischen Aufregungen des Vormittages labten wir uns im Hause jener Großtante, die beinahe Ministerseggattin geworden wäre, an einem köstlichen Mahle — jener Großtante, deren zierliche, vornehme Erscheinung aus einer längst versunkenen Zeit zu stammen schien; nicht etwa aus der Zeit des Biedermeier, der wir ja selbst noch angehörten, sondern des Rokoko. Nach dem Essen aber ging's an der Hand eines Onkels wieder hinaus auf die festlich wogenden Straßen. Welch ein Trubel unter den wehenden Fahnen, Welch ein Geschiebel! Und plötzlich hieß es: Der König, der König! Mit offenem Munde stand der Knabe. Die Hüte flogen von den Köpfen, die Luft erdröhnte von brausenden Hochrufen. Die Kasse des vierspännigen Wagens trabten, vor den Augen des Kindes flimmerte überwältigende Pracht und Herrlichkeit. Welcher ist der König? Borne ritten die Kutscher. Von denen war's keiner. Dann kamen zwei, die hatten schwarze Röcke an und trugen Zylinderhüte. Einen Zylinder und einen

schwarzen Rock nannte auch der Vater sein eigen. Könige tragen keine Zylinder. Aber jetzt — ja jetzt — eine von den zwei prächtig geschmückten Gestalten da hinten, hoch oben —! Und im Hui war alles vorüber.

„Hast'n g'seh'n, den König?“ fragte der Onkel in seinem echt münchenerischen Dialekt.

„O freilich!“

„No — wie hat er denn ausg'schaut?“

„O fein! Der mit dem grünen Rock und dem Federhut.“

Verdutzt stand der Knabe. So hatte er den Onkel noch nie lachen sehen. Gar nicht beruhigen konnte sich der gute Mann. Und allen erzählte er's, und alle lachten mit ihm. Und nach Jahren mußte es der Knabe wieder und wieder hören: „Weißt es noch, August, wie d' 'n Brettelhupfer für'n König ang'schaut hast?“

Ja, das war eine „inschenierliche“ Erinnerung an einen Tag von historischer Bedeutung.

*

Der jugendschöne Bayernkönig ist auch einmal nach Landshut gekommen. Da war ich schon ein gutes Stück älter und wußte zu unterscheiden.

Kopf an Kopf standen die Menschen in der „Altstadt“, die so breit ist, daß die alten Herzoge vor vier-, fünfhundert Jahren zwischen

den Giebelhäusern hoch zu Ross turnieren konnten. Wieder wehten die Fahnen von den Dächern — aber lauter weißblaue — und Kränze und Tannengewinde schmückten die Fenster und Mauern.

Wir gehörten zu den Honoratioren, einer Menschenklasse, von der man eigentlich nie recht weiß, wo sie anfängt und wo sie aufhört. Es ist das örtlich verschieden, und in manchen Gegenden wird auch der Nachtwächter noch dazu gerechnet. Daß wir in Landshut wirklich zu den Honoratioren gehörten, stand außer jedem Zweifel; deshalb guckten wir ja doch auch aus einem Fenster des Rathauses als Gäste des Bürgermeisters den Ereignissen entgegen. Und wir guckten mit Ausdauer. Aber so sehr wir auch guckten, es wollte sich gar nichts ereignen. Gerade gegenüber leuchtete der weiße Renaissancebau der Residenz — echte Renaissance, nachgemachte gab's noch nicht —, und vor uns, in gleicher Höhe mit den Honoratioren, blinkte das Haupt des gütigen Königs Max II., dessen ehernes Standbild den Landshutern seit kurzem zum Stolze gereichte. In der That ein bevorzugter Platz. Denn gerade gegenüber mußte der Wagen des Königs in das hohe Thor der fürstlichen Herberge einbiegen. Aber der König kam nicht.

Stunde auf Stunde verrann. Er kam nicht. Endlich hieß es, der Hofzug sei in weiter Ferne sichtbar. Aber es müsse ein Unglück geschehen sein. Denn er fahre so langsam wie ein Leichenwagen. Allgemeine Bestürzung. Es wurde dunkel. Noch immer stak dem Bürgermeister die ohne Zweifel wunderschöne Rede im Halse. Es war ihm nicht beschieden, sie auf natürliche Weise von sich zu geben. Der Platz leerte sich. Auch wir wandelten heimwärts. — Am andern Tage folgte des Rätsels Lösung: Die Majestät war beim Anblick der lieblichen Landschaft so ergriffen gewesen, daß sie — uneingedenk des alten Sprichwortes von der in Pünktlichkeit beschlossenen Höflichkeit der Könige — langsamste Fahrt befahl. War vielleicht auch schon die Menschen-scheu mit im Spiele? Genug, der Hofwagen fuhr im Schutze der Dunkelheit in die Stadt und verschwand in der Residenz. Nach Mitternacht aber öffnete sich das Thor, der König trat mit seinem Flügeladjutanten auf den totenstillen Platz und stand lange in tiefen Gedanken vor dem Erzbild seines Vaters.

Die braven Landshuter nahmen ihm gar nichts übel. Im Gegenteil, sie fanden alles über die Maßen belangreich, erhaben und rührend. Und als der König am nächsten Tage im Mittags-

sonnenscheine zur Martinskirche fuhr und wie ein gewöhnlicher Sterblicher katholischer Konfession zwischen den gewaltigen Säulen umher spazierte, verbreitete sich die Kunde davon mit Windeseile durch die Straßen. Was Beine hatte, stürmte in den hohen Dom. Vornehmlich die zahllosen Kocherln, die gerade mit ihren Bierkrügeln unterwegs waren. Man drängte sich in den Gängen, man stieg über die Bänke — und alles war begeistert von dem jugendlichen König, der etwa fünfundzwanzig Jahre zählte, in der That ein wunderschöner Mann war, von riesiger Größe, mit lockigem Haar und melancholischen, dunklen Augen in dem vollen Jünglingsantlitz und — was das belangreichste war — noch immer keine Frau Königin hatte.

Bei dieser Gelegenheit ist ihm an der Hand unserer Köchin mein etwa siebenjähriges Schwesterlein begegnet. Auch sie war entzückt und warf ihm auf Geheiß der Magd ein Kuschhändchen zu. Und noch lange Zeit behauptet sie steif und fest, der König habe auf der menschenleeren Straße aus dem offenen Wagen ihr Kuschhändchen mit einer richtigen Kuschhand erwidert.

Sein Anblick hat damals außer Klein-Helene noch manch ein weibliches Herz bewegt. Aber seine plötzlichen Einfälle haben auch manchem

Hofmanne den Kopf heiß gemacht. So war die große Hoftafel auf „zwei Uhr in der Residenz“ angesagt. Da dünkte es dem König auf einmal besonders romantisch, seine Gäste droben in der Trausnitz zu bewirten. Man denke sich, in den rattenfahlen Sälen der unbewohnten Burg! Jede Hausfrau kann mit den bestürzten Köchen fühlen. Aber des Königs Wunsch war Befehl. Und so mußten die Speisen in der Residenzküche „angefocht“, in Wagen und auf Esel verpackt den steilen Berg hinaufgeschleppt und in der Notküche droben fertig gekocht werden. Alles in wenigen Stunden. Und es klappte. Denn bei Hofe ist alles zu machen.

Der Vater war natürlich auch dabei. Und das deuchte uns Kindern nicht wenig wichtig. Ob er uns aber auch damals etwas Konfekt vom Nachtschiff mitgebracht hat, ist mir nicht mehr in Erinnerung. Ich denke kaum. Denn von einer früheren Hoftafel war in unserer Familie noch oft die Rede. Da hatte er glücklich ein großes, mit Likör gefülltes Stück in seine hintere Fracktasche verstaut, sich dann im weiteren Verlaufe der feierlichen Handlung naturgemäß daraufgesetzt, gar nicht mehr daran gedacht und der Mutter die frohe Entdeckung überlassen.

Heute noch erinnert in der Trausnitz eine

Flucht von Gemächern — kostbar, wenn auch nach unsern Begriffen geschmacklos im Stile der Neu-Renaissance ausgestattet — an den unglücklichen König. Meines Wissens hat er hier seiner Baulust zum erstenmal gefrönt. Ohne Zweifel zum Schaden der auch noch in ihrer Verödung wundervollen Burg. Er hat dieses Absteigequartier übrigens niemals auch nur eine Nacht bewohnt, und seine kalte Pracht grinst dem Besucher traurig genug entgegen.

Bei der Besichtigung dieser Räume hat uns einst der Archivar Jörg, der im Nebenamte so eine Art von Schloßhauptmann war, in ein kleines Gemach geführt, das zunächst dem königlichen Schlafzimmer lag. Und hier erzählte er in seinem gemüthlichen schwäbischen Dialekte folgendes: „Gucken Sie, das ist das Stüble für die Person. Weil Sie aber nicht wissen können, wer die Person ist, so will ich's Ihnen sagen. Der König mag bekanntlich von den Frauenzimmern gar nichts wissen. Aber ganz ohne Frauenzimmer kann er halt auch nicht auskommen, und so hat er daheim und auf der Reis immer die Person bei sich. Das ist nämlich seine alte Kindsmagd, die ihm seinen Tee kocht, wenn er Bauchweh hat, und sein Müsle, wenn ihm ein Zahn wehtut. Und in jedem Schloß hat also

die Person ganz nah bei seinem Schlafzimmer ihr Stühle, damit sie gleich bei der Hand ist, wenn ihm was fehlt. Und er hält sie hoch in Ehren und tut ihr alles, was sie wünscht. Nur eines hat er ihr noch nie geschenkt, so oft sie ihn darum gebeten hat — ein seidenes Kleid. Und immer, wenn sie wieder davon anfängt, sagt er ihr ganz ernsthaft, der alten, hoffärtigen Person: Nein, meine Liebe. Alles — aber ein seidenes Kleid schenke ich dir nicht. Denn das paßt nicht für deinen Stand. Und so hat sie noch heut keins.“ —

Damit sind aber die höfischen Erinnerungen aus jener Zeit meines Lebens völlig erschöpft, und ich wende mich zu den Bauern.

*

Die niederbayrischen Bauern sind, das lasse ich mir nicht nehmen, eine besondere Klasse und unterscheiden sich vielfach von ihren Vettern, die südwärts bis in die Alpentäler hinein wohnen, und von den Bauern, die nördlich der Donau den Wald, das Stammland meines Geschlechtes, bevölkern. Warum? Ihre Höfe sind anders, ihre Tracht war anders, und sie raufen heute noch anders.

Der Hof des Niederbayern unterscheidet sich sehr von dem offenen Gehöfte des Oberbayern,

das die Wohnräume, den Stall und die Scheune unter einem langgestreckten Dache vereinigt. Das tritt besonders zutage, wenn etwa im Grenzgebiete von einer Anhöhe auf den offenen, freundlichen Hof des einen das düstere, im Vierkant gebaute, nach außen fast fensterlose Gehöfte des andern herabschaut, abgeschlossen wie eine Burg.

Und die Bauern selbst! Landshut war einer der größten Schrankenplätze weit und breit. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie an solchen Schrankeplätzen die Straßen und Plätze bevölkerten im Vollbewußtsein ihrer Wichtigkeit. Kraftvolle Gestalten. Die Tracht des Mannes: eine lächerlich kurze Jacke mit Stehkragen, vorn offen; große Bierundzwanziger und Halbgulden aus Silber dienten statt der Knöpfe; darunter prangte die bunte Weste, mit ebensolchen Knöpfen verziert; schwarze lederne Hosen von unverwüßlicher Güte; glänzend gewichste Schaftstiefel bis an die Kniee; auf dem geschorenen Schädel das kreisrunde, breitkrämpige Filzhütel. In der Faust der lange Stecken, der bis an die Brust reichte. So sah der Kerl aus.

Rauh waren seine Sitten, rauh und ungeschlacht wie der mark- und beinerschütternde Gesang, mit dem er im Wirtshaus, enggeschart auf lehnlosen Bänken in Dunst und Tabaks-

qualm, die Sonntagnachmittage und -abende zu feiern pflegte. Hinter der rechten Hosentasche trug er in einem besonderen Täschlein das lange, griffste Messer. Wohlhabende Burschen besaßen es kunstvoll mit Silber beschlagen. Meist ein ganzes Besteck in einer Lederscheide: Messer, zweizinkige Gabel und Pfriemen fürs Fuhrwesen. Leider bediente man sich aber des Messers nicht immer nur zu friedlicher Hantierung, und wenn man sich veranlaßt fühlte, dem Gegner den Stahl in den Leib zu rennen, geschah das gerne — von hinten. Immer wieder kam es vor, daß betrunkene Burschen mit der Losung: „Der Nächst’, der wo kimmt, der muuß hin sein“ die Landstraße unsicher machten. Etwas harmloser sah es sich an, wenn so ein Haufe dem „Stadtfrack“ den Weg versperrte und ihn zwang, über den vorgehaltenen Stecken zu springen. Das war nicht lange vor unserer Übersiedlung nach Landshut einem sehr hohen Beamten höchstselber begegnet. Ich gestehe, daß mir Bublein, als ich davon hörte, nicht sowohl die Frechheit der Bauernkerle verwunderlich erschien, als der vornehme Herr, der über den Stecken gehüpft war, bis ihm der Atem verging. Später allerdings ist es mir klar geworden, daß derartige Stockspringerei jezuweilen zu den Obliegenheiten solch

prominenter Persönlichkeiten gehört. Nur vollzieht sie sich nicht auf der Landstraße, sondern mit Hilfe eines Landtagsdeputatus unter vier Augen. Was man sodann hohe Politik nennt.

Übrigens muß ich zu Ehren der Niederbayern bekennen, daß wir auf unsern weitausgedehnten Wanderungen in einem Zeitraum von fast acht Jahren weder auf der Landstraße noch in den entlegensten Dorfwirtshäusern nie die geringste Belästigung erfahren haben. Und mein mit außergewöhnlicher Körperkraft begabter Vater hätte auch bei einem Zusammenstoße vermutlich keine leidende Rolle gespielt. Aber ohne Waffe ging er doch niemals über Land. Ich erinnere mich noch sehr wohl seines harmlosen, mit einem Ledergeslecht überzogenen Spazierstöckchens aus Schmiedeisen, und sein ebenso harmloser Stockschirm mit dem kurzen, dreikantigen Dolch ist im Erbwege auf mich übergegangen. Hoffentlich muß ich ihn auf dieses hin nicht einer Entwaffnungskommission der Entente ausliefern. —

Niederbayern ist ein reiches Bauernland, teilweise eine wahre Kornkammer. Bauernhöfe mit sechs, acht bis achtzehnhundert Tagwerk Grund und Boden — ein Tagwerk ist größer als ein preussischer Morgen — sind keine Seltenheit. Für voll galt nur der Rossbauer, Rühbauern

zählten überhaupt nicht. Aber auch ein Rossbauer mit vier Rossen, zwanzig Stück Rindvieh und achtzig bis hundert Tagwerk Land war „grad a kloaner Bauer, a Seldner“.

Freilich, die Bewirtschaftung lag noch sehr im argen — damals, ich spreche nicht von heute, wo alles ganz anders geworden ist. Damals stand auch der bäuerliche Großgrundbesitzer meist auf gleicher Bildungshöhe mit seinen Knechten, wenn er gesellschaftlich auch so scharf von ihnen geschieden war wie der Junker vom Kätner. Durchweg herrschte die Dreifelderwirtschaft. Wie es der Vater beim Großvater gesehen hatte, so trieb es der Enkel.

Die Getreideschranne spielte sich auf der offenen „Neustadt“-Straße ohne Zweifel genau so ab wie vierhundert Jahre früher zur Zeit Herzog Georgs des Reichen. Unter freiem Himmel standen — strotzend voll — die vielen tausend Getreidesäcke, und zwischen ihnen handelten, schrienen und brüllten die Bauern und Händler. Vor den gewaltigen Bauernherbergen aber hielten, eng ineinandergeschoben, die Fahrzeuge groß und klein, ganze Wagenburgen, in den weitgedehnten Ställen stampften die zum Teil prächtigen Rosse. Und wenn der Mittag herankam, zechten und schrienen in den Gaststuben die Mannen. Schrienen!

In der ersten Zeit lief an solchen Tagen meine Mutter oft erschrocken ans Fenster, auf den Anblick von Mord und Totschlag gefaßt. Aber siehe, da drunten in der Gasse standen nur etliche Bauern nach beendetem Geschäft und pflogen friedliche Unterhaltung.

Bei diesen Gelegenheiten sah sie wohl auch, wie gegenüber die Türe der Konditorei nicht stille stand. Und die Verkäuferin bestätigte ihr dann mit Schmunzeln, daß nicht etwa die Weiber und Kinder, sondern die jungen Burschen ihre besten Kunden seien. Denn es war Sitte, sich zuerst ein mächtiges Stück Brottorte oder dergleichen und dann erst den wohlverdienten Schrankenrausch zu erstehen. —

Zahllos waren im alten Bayern die kirchlichen Feiertage und häuften sich besonders im Juni ganz erstaunlich. Der Volkswirtschaft war das ohne Zweifel wenig bekömmlich, uns Kindern aber eine willkommene Abwechslung im Einerlei der Schule. Auch das Landvolk hielt seine Feiertage hoch in Ehren — wollen wir annehmen, aus rein religiösen Gründen. Einer dieser Feiertage aber, das Fest Petri und Pauli, ist mir bis heute im Gedächtnis geblieben.

Es gibt bekanntlich ein derbes Sprüchlein, das auf die theologischen Zwistigkeiten zwischen

den beiden größten Aposteln unserer Kirche anspielt. Ging da das Büblein am Vorabend des Festes wohlgemut mit einem Kameraden die Neustadt hinunter und begann mit lauter Stimme zu deklamieren:

Sankt Peter und Sankt Paul,
die schlagen einander auf's —.

Da plötzlich ertönte hoch über ihnen eine rauhe Stimme: „Ös Lausbuam, ös ölendinga. Wart, i will enk so red'n vom heilinga Petrus und vom heilinga Paulus —!“

Erschrocken fuhren die Köpfe herum, und wir sahen dicht hinter uns einen riesigen Bauern. Das Herz fiel uns in die Hosen, und furchtsam tasteten sich unsere Augen an all den großen silbernen Vierundzwanzigerknöpfen empor. Aber siehe da, der Mund, der so greulich gepoltert hatte, verzog sich zu einem ganz behaglichen Grinsen, und die Augen zwinkerten belustigt über die zwei Jammergestalten da drunten hin. Und wir entwischten.

*

Mein Großvater Bomhard hatte einmal ganz betrübt zu meiner Mutter gesagt. „Dein Büble ist zu brav, der wird nicht alt.“ Und meine Mutter, gewohnt, jedem Worte des zärtlich geliebten alten Mannes tiefen Sinn und hohe

Bedeutung unterzulegen, war ob dieser prophetischen Äußerung heftig erschrocken.

Als aber ihr Büble allgemach zu einem Buben heranwuchs und jezuweilen allerhand Urwüchsiges den Firnis der Kultur gewaltsam durchbrach, beruhigte sich auch ihr sorgliches Gemüte. Und eines Tages rief sie mir — ich weiß nicht, ob ich damals gerade die schöne Puppe meiner Schwester feierlich, aber zu meinem eigenen Leidwesen auf Nimmerfinden zur Erde bestattet hatte — mit einem Gemisch von Genugtuung und Empörung zu: „Jetzt hätte der Großpapa gar keine Sorge mehr um dich, und ich denke, du wirst uralte!“

Wenn ich also vom Paradiese meiner Kindheit erzähle, so ist damit durchaus nicht gemeint, daß ich darin die Rolle eines lieben Engeleins gespielt habe. Im Gegenteil, der Musik meiner Engelhaftigkeit war oft genug ein großes Vorgezeichnet.

Und doch lebte und atmete in diesem Paradies ein Geschöpf Gottes, so lieblich und schalkhaft wie eine von den Kindergestalten des Malers Ludwig Richter, denen zum Engelskinde nichts fehlt als — die Flügel.

Das war mein Schwesterchen.

Ein bekannter Literaturhistoriker soll einst seinen Studenten gesagt haben: Meine Herren, nur

ganz hochbegabte Leute nennen Erinnerungen aus ihrem dritten Lebensjahre ihr eigen; ich sehe mich heute noch als Zweijährigen.

Ob nun so weit zurückreichende Erinnerung tatsächlich ein Beweis für besondere Klugheit ist, soll hier nicht näher untersucht werden. Aber mit aller Bescheidenheit darf ich doch bekennen, daß ich mich noch ganz genau der Taufe meiner Schwester, besser gesagt des feierlichen Taufkaffee's nach der heiligen Handlung entsinne. Und weil die Schwester laut ihres Geburtscheines drei Jahre und zwanzig Tage nach mir auf diese jammervolle und doch so schöne Erde geboren wurde, außerdem in unseren Familien die Taufen sehr bald auf die Geburtstage zu folgen pflegen, so ist anzunehmen, wohl auch urkundlich zu beweisen, daß ich an jenem denkwürdigen Tage im Blütenalter von drei Jahren und etlichen Wochen gestanden sein muß.

In den folgenden Jahren war das Dasein des kleinen, goldblonden Geschöpfes ohne besonderen Einfluß auf mein Leben. Ich weiß nur noch, daß eines Tages der etwa Fünfjährige mit der Zweijährigen photographiert wurde — sie als Fahrgast im Holzwägelchen, er als Fuhrmann des hölzernen Rossespaares. Und alle Einzelheiten dieses denkwürdigen Vorgangs wer-

den mir wieder lebendig beim Betrachten des herzigen Bildchens.

Wenn ich mich aber späterer Erzählungen meiner Mutter recht erinnere, habe ich das holde Wesen schon frühzeitig ritterlich betreut. Und als sie im fünften und ich im achten Jahre stand, wuchs sie allgemach ganz nachdrücklich in mein Leben hinein, und wir fanden uns in einer Geschwisterfreundschaft, deren Licht heute noch nach einem halben Jahrhundert den absteigenden Lebenspfad zweier alternden Leute umspielt.

Ich bin der festen Überzeugung, daß es im Paradiese Abstufungen mancherlei Art gibt. So sehe ich auch, rückschauend, in meinem Kinderparadies eine Stätte, die schon rein äußerlich betrachtet dem Himmel ein gut Stück näher war als alle die andern.

Am rechten Ufer der Isar, eine halbe Stunde von der innern Stadt entfernt, hoch oben auf der steil abfallenden Hügelkette mit ihren theils bewaldeten, theils von mächtigen Sand- und Kiesbrüchen zerrissenen Hängen lag in tiefer Einsamkeit ein altes großes Haus. Einst der idyllische Sommeraufenthalt geistlicher Herren, damals ein ziemlich verwahrloster Pachtthof, aber noch immer wie ein Schloßchen anzusehen und

nach irgendeinem vergessenen Ehrenmanne „das Gilmaierschlößchen“ benannt.

Dort bezogen wir im Frühjahr 1871 die hübsch hergerichteten herrschaftlichen Gemächer des ersten Stockes, und ich bewundere heute noch die Beweglichkeit meiner Mutter, wenn ich mir klarmache, daß der Umzug mit Sack und Pack bewerkstelligt, die Wohnung völlig eingerichtet werden mußte und die Dauer des Aufenthaltes vielleicht von vornherein nur bis zum Spätherbst berechnet war. Denn im Winter konnte man — nach damaligen Begriffen — in solcher Einöde unmöglich hausen.

In jenem Jahre hat sich dem Achtjährigen die Schönheit der Natur zum ersten Male enthüllt, und die Eindrücke, die er damals empfingen, wirken bis heute.

Was war es herzbewegend und atembefreiend, aus den Fenstern über die Wipfel der Bäume hinaus ins Isartal zu schauen, flußauf und flußab. Wie war es heimelig, wenn der Wind die sonnbeglänzten Getreidefelder streichelte und wenn die Hochlandflöße auf dem glitzernden Gewässer donauwärts schwammen und eintauchten in die graugrüne Üppigkeit der unendlichen Auen. Wie war es grausig schön, wenn nächtlicherweile im tosenden Gewitter der Vater, das Töchterchen

auf dem Arm, den Knaben an der Hand, zum Fenster trat und den beiden die Pracht der Blitze zeigte und ihnen lehrte, furchtlos auf das Krachen und Rollen des Donners zu lauschen. Ich weiß nicht mehr, ob ich auch gleich dem Schwesterchen in jener Nacht bei ihm war, als er mit dem Entzücken des Physikers das seltene Sanct Elmsfeuer beobachtete. Aber es ist mir — vielleicht nur aus seiner Erzählung — heute noch, als beobachte ich neben ihm in der schweigenden, stockfinsternen Nacht tief drunten im Thal eine gespenstig lodernde Fackel, während stumme Blitze über den Horizont huschen, und sähe am andern Tage die einsame italienische Pappel, die scheinbar hochauf gebrannt hatte, unversehrt im Lichte der Sonne.

Sanct Elmsfeuer und auch Nordlicht waren uns also wohlvertraute Erscheinungen, und sogar von den außerordentlich seltenen, schwer zu erklärenden Kugelblitzen wußten wir aus gelegentlichen Erzählungen so manches. Und so kam es, daß einige Jahre danach die nun dreizehnjährige Schwester eines Nachmittages im Schulzimmer über die geduckten Köpfe ihrer Mitschülerinnen und der Lehrerin hinüber das furchtbare Phänomen eines Kugelblitzes kalblütig beobachteten und dann dem entzückten Vater

alle Einzelheiten in die Feder diktieren konnte — von dem Augenblick an, wo die Kugel sich lautlos an einem breiten, goldenen Bande zum offenen Fenster hereinsenkte, lautlos umkehrte, am gegenüberstehenden Hause emporstieg und mit ohrenbetäubendem Donner einen eisernen Kamin in den Hof herabwarf.

Die Blütenblättchen fielen auf den Scheitel des Knaben, und die Früchte des Gartens reiften seinen Händen entgegen, vornehmlich die köstlichen Johannisbeeren in der mannhohen Wildnis bei dem unheimlichen, verlassenen Ziehbrunnen, der bis auf die Talsohle hinabreichte. Der dufende Nadelwald nahm ihn auf, in seinem Dämmer leuchteten die Pilze, die Waldlichtung widerhallte von feurigen Reden, die er um die Wette mit seinem Freund Emil Harrasser hielt auf die gefallenen Helden des Krieges, freilich nicht so ganz frei von einer Empfindung, die ihm an sich fremd war. Denn der beneidenswerte Freund hatte in diesem Kriege dem Vaterland einen leiblichen Onkel zum Opfer gebracht — ich selber gar niemand.

Zum erstenmal durfte man auch ein großes, lebendiges Pferd besteigen, und mit Lächeln vernahm die Mutter den stolzen Bericht, daß man

heute zwei Stunden lang nicht „aus dem Sattel gekommen“ sei. Freilich hatte der brave Acker- gaul gar keinen Sattel, sondern nur eine Woll- decke getragen; und allzuweit war man auch nicht gekommen — entweder auf den Acker hinaus oder auch nur immer rundum in der Scheune, wenn der Bauer in echt mittelalterlicher Weise den Hafer von den Hufen der Kasse aus- dreschen ließ.

Allerdings brachte dann der bestäubte, erhitzte Reitersmann jezuweilen auch mit dem Stallgeruch ein kräftiges Wort niederbayrischer Färbung in die Wohnstube, und die entsetzte Mutter mußte nicht nur mit Seife und Kamm gegen solche Unordnung vorgehen.

Natürlich durften wir auch viele Besuche in unserer Sommerfrische begrüßen. Besonders leb- haft habe ich im Gedächtnis die Münchner Groß- mama eines meiner Freunde, die mir schon deshalb angenehm auffiel, weil sie eine Gene- ralin war. Denn in Landshut liefen nicht viele der Art herum. Dann aber weniger angenehm wegen ihrer zuweilen etwas seltsamen Ausdrucks- weise. So sagte sie, wenn man ihr ein Kissen auf die Gartenbank legte, mit unnachahmlich vornehmer Betonung: „Oh, das tut wohl dem Popo!“ Wenngleich ich nun von meinen bäuer-

lichen Bekannten noch viel kräftigere Ausdrücke gewohnt war, wußte ich doch zu unterscheiden, und es war mir neu, daß man vom verlängerten Rücken ohne weiteres in guter Gesellschaft sprechen dürfe, neu und bemerkenswert. Ich besprach daher den Fall, wie alles, mit meiner Mutter, und wir fanden uns auch hierin völlig einig, daß solche Ausdrucksweise durchaus abzulehnen sei.

Ein ganz anders gearteter Besuch steht mir noch besonders lebhaft in Erinnerung: unsere gute, zeitlebens von uns herzlich verehrte Tante N., die, umflossen vom Schimmer des Reichthums und residenzlicher Bornehmheit, dabei von Gestalt außerordentlich klein und zierlich war. Da ich in jenen Jahren rüstig dem mir vom Schöpfer vorgesteckten Endziel und -maß von 1,82 Meter zustrebte, ist fast zu vermuten, daß ich sie mit acht Jahren schon überragte.

Nun also, diese unsere Tante war auch einmal zu Besuch auf dem Gillmaierschlößchen. Aber der Aufenthalt gereichte der Ärmsten zu geringem Vergnügen. Denn sie war von ängstlicher Gemüthsart, und ihre Phantasie spielte, namentlich nächtlicherweile, dann und wann ins Groteske.

Schon unsere ausgedehnten Spaziergänge verursachten ihr manches Unbehagen, trotzdem der Neffe in hohen Stiefeln, Waffenrock und Pickel-

haube und mit umgeschnalltem Säbel, jederzeit zu ihrem Schutze bereit, neben ihr schritt. Denn überall witterte sie Gefahren. So flatterte sie einmal angstvoll in den Schutz des Vaters mit dem entsetzten Ausruf: „Heinrich — ein Dchse!“ Und nur mit Mühe war die Kurzsichtige zu überzeugen, daß der vermeintliche Dchse — ein harmloser Kirchturm sei, der vor der friedlich wandernden Familie langsam hinter einer Bodenwelle emporstieg.

Eines Morgens aber ging meine Mutter ahnungslos den breiten Korridor entlang. Der helle Tag lachte zu den Fenstern herein. Da öffnete sich die Türe des Gastzimmers zu einem Spältchen, und eine ängstliche Stimme hauchte: „Amalie — Amalie — bist du's?“

„Guten Morgen! Ausgeschlafen?“ kam die frohgemute Antwort zurück.

„Amalie — bist du's wirklich?“

„Gewiß — wer denn sonst?“

„Ach, lebt ihr denn noch?“

Ein angstverzerrtes, übernächtiges Gesicht schob sich aus dem erweiterten Spältchen.

„Aber ich bitte dich, was ist dir denn?“

„Oh, Amalie, komm herein, komm herein!“

Bestürzt folgte die Mutter ihrer Einladung und betrat das verhängte Gemach.

Händeringend sank die ärmste Tante auf ihr Bett und erzählte mit stockender Stimme, wie sie mitten in der Nacht aufgewacht sei und mit ihren eigenen Ohren der Ermordung der ganzen Familie Sperl habe beiwohnen müssen. Ganz genau seien alle Einzelheiten des gräßlichen Vorganges zu vernehmen gewesen. Regungslos habe sie dann viele Stunden in ihrem Bette sitzend verweilt, bis die Mörder endlich gegen Morgen ihre Opfer in Säcken den Korridor entlang, die Stiege hinuntergeschleift hätten. Jeden Augenblick habe sie auch ihr eigenes letztes Stündlein erwarten müssen. Aber endlich sei es ihr klar geworden, daß das Schicksal sie als einzige Zeugin des Unterganges einer ihr so lieben Familie aufbewahrt habe.

„Leichen — Säcke —?“ fragte meine Mutter mit aner kennenswerter Selbstbeherrschung. „Aber Liebste, Beste, das habe ich doch auch gehört. Da hat halt der Bauer in aller Frühe auf dem Speicher Korn gefaßt und die gefüllten Säcke über die Stiege heruntergezogen!“

„Also Korn und keine Leichen?“

„Wie du siehst!“

„Aber eure Ermordung heute nacht? Ich habe doch alles ganz deutlich gehört!“

Da setzte sich die Mutter neben die Zitternde,

umschlang sie und sagte, hin und hergeschüttelt zwischen kaum zu bändigender Heiterkeit und innigem Mitleid: „Mörder —? Das sind die Marder auf dem Speicher gewesen — sonst nichts.“

*

Waren vor Monaten die Blütenblättchen in meine Locken gefallen, so raschelte unter meinen Sohlen das Laub, als wir im Spätherbst wieder in die Stadt zogen. Einem grimmig kalten Winter entgegen.

Aber nicht nur diesem.

Beim Hinabgehen erzählte der Vater, daß der Scharlach in der Stadt herrsche. Da überfiel unsere gute Mutter eine jener Ahnungen, die unvermutet gleich grauen, über sonniges Land hinstreichenden Wolken die Seele überschatten. Und sie hatte sich nicht getäuscht. Nach kurzer Zeit lagen ihre Lieblinge fiebernd in ihren Betten.

Es war keine Kinderkrankheit, wie sie in jeder Kinderstube erwartet werden. Keine Kinderkrankheit, die eben auch durchgemacht werden muß und, wenn einmal überstanden, die Gewähr für befestigte Gesundheit gibt. Die Folgen dieser fürchterlichen Erkrankung haben in mancher Hinsicht über unsere ganze Jugend hinübergegriffen.

Genug. Ich rang drei Tage und drei Nächte mit

dem Tode, das Schwesterchen aber drei Wochen. Und wenn die Ärzte an die Haustüre kamen, fragten sie leise die Magd: „Leben sie noch?“

In jener Zeit sind zum ersten Male die frommen Frauen in mein Leben getreten, die um Gottes willen ihre Kräfte in der Krankenpflege verzehren. Ich sehe die Mallerödorfer Schwestern heute noch, die unserer Mutter beistanden: die sanfte Nonne, die so nachgiebig gegen den Kranken war und gerade deshalb oft seinen krankhaften Widerstand herausforderte, und die willensstarke Oberin, die nachts zur Ablösung kam, unbedingten Gehorsam forderte und fand — und unbegrenzte Verehrung. Und heute noch weiß ich, daß sie dem Fieberkranken zuweilen beim flackernden Lichtflämmchen als „der Tod“ erschien und sich deshalb auch gar freundlich dazu verstand, eine weiße Schürze über ihr schwarzes Habit zu hängen.

Es waren böse, angstvolle Wochen. Aber Glück und Leid stehen in Wechselwirkung. Wie sich diese Leidenszeit düster genug von dem Goldgrunde der voraufgegangenen Sommer- und Herbsttage hoch über dem Dunstkreis des Städtchens abhob, so erwuchs uns aus den finstern, kalten Wintertagen 1871/72 doch wieder eine um so hellere Zeit.

Unvergeßlich blieb uns allen der Weihnachtsabend. Es hatte den Anschein gehabt, als sollten dem sechsjährigen Blondköpfchen in unserem kleinen Paradiese nun wirklich Flügel wachsen, als müßte an diesem Heiligabend ein vergrämtes Menschenpaar im stillen, verödeten Gemache sitzen und bettelarm dreier toter Kindlein gedenken. Aber siehe, nun sprangen die dem Tode Entronnenen jauchzend um den reich mit Gaben bedeckten Tisch, und die Lichter des hohen Baumes spiegelten sich in den großen Augen der hohlwangigen Kleinen und in den Freudentränen der Alten.

Und diese Alten hatten in den Leidenswochen nicht nur die Liebe einer weitverzweigten, treu verbundenen Verwandtschaft erfahren, sondern es war ihnen auch klar geworden, was es um die freundliche Anteilnahme eines ganzen Städtchens ist, und daß in solchen Zeiten die Fremde dem Zugezogenen doch unvermerkt den Heimatsbrief einhändig.

Wir kleinen Genesenden aber fühlten das Blut kräftiger und kräftiger kreisen und fühlten die Zügel schlaffer geworden und schlugen über die Stränge.

Damals begann die Sechsjährige ihrer Mutter eigenartige Briefe in die Feder zu diktieren.

Das begabte Kind pflegte dabei so rasch zu verfahren, daß die Schreibende nur mit Mühe nachzukommen vermochte, und ganz merkwürdig war, daß es auf eine dazwischen geworfene Frage nie einen neuen Satz brachte, sondern immer Wort für Wort den angefangenen Satz wiederholte.

So erstattete das kleine Persönchen der geliebten Großmutter selbst ganz verständigen Bericht über die fortschreitende Genesung.

„Ich war schon zweimal auf, und das erste Mal ist's mir schlecht bekommen, aber heute geht mir's besser. Mein Ohr wird immer noch gespritzt, und ich freu' mich recht, wenn ich wieder aufstehen kann und den ganzen Tag und immer recht vergnügt herumspringen kann. Ich hab' jetzt einen papiernen Helm und einen Säbel, einen blechernen, wo der Papa mir gekauft hat. Der Säbel und der Helm freut mich jetzt recht. Da kann ich mit meinem August Soldaterle spielen. Liebe Großmama, magst du mir auch so ein Brieflein schreiben als wie dem August du geschrieben hast? In die Nase hat man mich spritzen müssen. Ich esse alle Früh nach dem Frühstück Biskuit und Honig drauf und trink' mittag mein Gläsle Bier aus und zum Zehnuhrbrot (d. i. zweites Frühstück) meinen Wein und nach dem Essen einen Arzneilöffel voll Arznei. Ich hab'

mit lauter Halstücher an meinem Hals einen ganz dicken Kropf und hab' keine Waden mehr. Ich geh jetzt dem August an die Achsel 'nauf, so lang bin ich und werd' in meiner Krankheit jetzt viel größer. Ich krieg' einen neuen Fingernagel, und da ist der Nagel mir abgeschnitten worden vom Herrn Doktor, und da ist der Herr Doktor dann mir in die Haut hineingefahren mit der Scherenspiß, da hat es recht geblutet. Jetzt hat der Daumen eine Wachskappe und ist immer eingebunden, und wenn ich einmal zu dir reise und die Wachskappe ist noch droben, dann zeig' ich's dir."

Besonders drollig aber ist ein Brieflein dieser Art, das von dem im neuen Jahre erfolgten Besuch eines Weihnachtsspieles (vermutlich in einem der Klöster) erzählt:

„Ich war neulich im Theater gewesen. Da waren zwei Engel. Der kleinere, wo in den Wolken gestanden ist, ist vom Himmel gekommen, der größere hat sich bloß so angekleidet. Der kleinere hat die Geburt den Hirten vom lieben Heiland gesagt, und dann ist der Kolo wieder aufgegangen, und da sind halt die Hirten auf den Knien dortgessen und haben das Schäflein dem lieben Jesuskindlein überreicht, und wer etwas gehabt hat, der hat es dem lieben

Jesuskindlein übergeben. Hinten in dem Stall ist das Jesuskindlein geboren worden, und da war ein Döhslein und Efelein von Pappendeckel, und das kleine Efelein war nur an das Döhslein darangemalt und haben miteinander 'rausgefressen. Und die Maria, sooft sie etwas deklamiert hat, hat sie immer ihre Hand auf die Brust gelegt. Ein Dockelein (d. i. Püppchen) ist in der Krippe gelegen und hat das Jesuskindlein vorgestellt und war nur in den Windeln gewickelt. Es war halt recht schön, daß ich gemeint hab', es ist wirklich vom Himmel heruntergekommen." — —

O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!

*

Es war in unserer Familie alles aufgebaut auf Ehrerbietung, ohne die kein Hauswesen, keine Gemeinde, kein Volk auf die Dauer bestehen kann. Und diese Ehrerbietung war gegründet auf Religion.

Der Vater war ein Mann, dem die wissenschaftliche Vertiefung in die Naturgesetze den Glauben an den gesetzgebenden Gott nach einer Periode faustischen Suchens und Zweifelns nicht auf die Dauer genommen, sondern befestigt hatte. Er machte niemals viel Worte über das innerste Heiligtum seines Lebens. Aber noch im höchsten

Alter hat er, im vollen Gegensatz zu dem Goetheschen Spruch:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
 der hat Religion.
 Wer jene beiden nicht besitzt,
 der habe Religion

im vollen Gegensatz zu diesem eigentlich ungoetheschen Worte Goethes bekannt, nichts wunderbare ihn mehr, als wenn der Naturkundige nicht zum Glauben an den Schöpfer durchzudringen vermöge. Ganz im Einklang mit dem ihm freilich unbekanntem Ausspruch eines Großen im Reiche der Wissenschaft, des Chemikers Pasteur: „Je mehr ich die Natur studiere, desto mehr stehe ich erstaunt und bewundernd vor den Werken des Schöpfers. Ich bete während meiner Arbeit im Laboratorium . . .“ Er war gottlob kein Freund von langen Hausandachten. Aber des Morgens las er ein Lied aus dem kirchlichen Gesangbuch vor, das Tagewerk beschloß er mit dem Vaterunser und einem Abendliede. Vornehmlich auf diese Weise sind mir die Schätze unserer geistlichen Liederdichter von Luther bis Gellert ins Blut übergegangen, und wenn heute der Schlaf mein Lager flieht, dann verfüge ich im Dunkel der Nacht frei über die Quellen des Trostes.

Wie fast in allen Lebensbeziehungen, so stand

auch auf diesem Gebiete der Vater damals hoch über uns Kindern. Um so näher die dem Vater geistig ebenbürtige Mutter. Und sie ist es, die uns mit Wort und Beispiel das lebendige Christentum vermittelt und uns an unseren Kinderbettchen vom zarten Alter an das freie Gebet aus tiefer Seele gelehrt hat.

Hinter dem allen aber stand unsichtbar Luther, der Riese, der fleischgewordene Christophorus unseres Volkes. Luther, dessen schönes, dem Maler Lukas Cranach dem Älteren zugeschriebenes Bild über dem Flügel im Wohnzimmer hing. Und wenn ich bis in die Jahre meiner Kindheit zurückblicke, so kann und muß ich nur das Bekenntnis wiederholen, das ich im Luther- und Kriegsjahre 1917 vor dem evangelischen Deutschland abgelegt habe:

„In Martin Luther verehere ich den Führer meiner Familie seit elf Generationen, das Licht meines Vaterhauses, den Lehrer meiner Sprache, die Verkörperung der deutschen Art, das deutsche Gewissen. Ich mag in vielen Dingen anders denken als Luther, aber mit seiner Hilfe lese ich die Bibel. Auf seine Furchtlosigkeit blicke ich in den Kämpfen, Wirrnissen und Dunkelheiten des Lebens. Mit seiner Demut beuge ich mich unter Gott. Mit seinem Glauben suche ich

Gnade. Seine Hoffnung ist meine Hoffnung. Mein Sterben möge sein wie Luthers Sterben, mein letztes Gebet wie das seinige. Luther selbst hat gebeten, man möge von seinem Namen schweigen. Man kann doch nicht schweigen von ihm, solange Seelen dürsten nach dem lebendigen Gott, solange Deutsche wohnen unter den Völkern der Erde." —

Es ist klar, daß uns Kindern in dem katholischen Landshut der Gegensatz der Bekenntnisse auf Schritt und Tritt entgegentrat. Und lebhaft erinnere ich mich noch des Angstgeföhls, das den sieben-, achtjährigen Knaben packte, wenn dem „Häuflein klein“ auf dem Heimweg von der protestantischen Schule der Katholizismus in schwarzen Scharen aus der Sanct-Martins-Schule sich wimmelnd entgegenwälzte. Dann erscholl der Schlachtruf der Gegenfüßler, von dem ich leider nur noch die echt bajuwarischen ersten zwei Zeilen zu sagen vermag:

Lutherischer Gipf!,
steig auf! am Gipf! — !

Aber das ist mir noch wohl erinnerlich, daß wir im weiteren Verlaufe des Trutzgesanges die Aufforderung erhielten, vom besagten Gipfel (vermutlich des Selbstbetruges) „in's Teufels Schoß abi“ zu purzeln.

In solchen Glaubensverfolgungen pflegte ich mich möglichst nahe an einen Lutherischen der obersten Klasse zu halten, einen Metzgersohn, in dem ich bewundernd die Verkörperung des trotz aller Übermacht unbefiegbaren Protestantismus verehrte.

Du aber, Emma Honig, Bäckfisch mit dem süßen Namen — lebst du noch? Ich schätze dich nahe an den Siebzigern, wenn du noch unter uns weilst — etwa als Großmutter oder auch unvermählt, ohne Zweifel in jedem Fall eine Zierde deines Geschlechts. Du freilich weißt es nicht mehr, aber ich habe es treulich bewahrt; denn jede Wohltat haftet mir unverlierbar im Herzen, und jede erlittene Unbill kann ich zwar von Herzen vergeben, doch — leider! — niemals vergessen. Und so klingt mir honigsüß dein befreiender Ruf in den Ohren, und überströmt von Tränen trittet an deiner zarten und doch so kräftigen Hand der Siebenjährige, erlöst aus den Klauen des groben Sankt-Martins-Schülers, zwischen den hohen Giebeln der Schirmgasse der Mutter zu. Lebst du noch, dann tu mir's zu wissen, und ich will dir meinen „Archivar“ schicken und ein Zeigerlein legen zwischen die Seiten, auf denen dein Befreiungswerk verewigt ist und der zitternde Klosterschüler im Hause der

Frau „Friede=sei=mit= Euch“ die Süßigkeit deines Namens löffelweise genießt — Emma Honig!

Wenn aber noch ein Vierteljahrhundert später in meinem Romane „Hans Georg Portner“ der Abscheu vor jeder Religionsverfolgung nachzittert, so geht das auf jene Jugendeindrücke zurück. Den Katholizismus in seiner edelsten Form habe ich erst viel, viel später in dem vom Rheine her beeinflussten Unterfranken kennen und ehren gelernt.

Im Schoße der höheren Schule verflüchtigte sich dann allerdings der Gegensatz der Bekenntnisse. Da war nicht Protestant, nicht Katholik, sondern nur Kamerad.

Aber eine der Haupteinrichtungen der römischen Kirche bestand auch in unserer Kinderstube zu Recht. Das war die Ohrenbeichte.

Der Knabe hatte nie eine Heimlichkeit irgendwelcher Art vor seiner Mutter. Das war ein wundervolles Verhältnis gegenseitigen bedingungslosen Vertrauens. Hatte man etwas begangen, das auf dem zarten Gewissen lastete, war in der Schule nicht alles glatt abgelaufen, eine Rüge gefallen — — zur Mutter, zur Mutter und alles, alles vom Herzen herunterbekannt! Oh, wie schmeckte dann das Essen, wie leicht ging der Atem. Aber freilich — Vater und

Mutter waren eins, und wenn der Urtheilspruch der Mutter lautete, das mußt du dem Papa sagen, dann wurde die Angelegenheit schon schwieriger. — „Mama, bitte, sag du's ihm!“ — „O nein, du selbst mußt es sagen.“

Lebhaft gedenke ich heute noch eines Sonntagnachmittages, an dem so etwas zu bekennen war. Die halbe Woche hatte ich mich mit meinem Vorhaben geschleppt. Die Mutter war unerbittlich. Da kam die Gelegenheit. Jetzt oder nie. Wir machten einen unserer großen Familienspaziergänge. Stundenlang schlich das arme Sünderlein so hinter Vater und Mutter drein, und sein Herz war hart bedrückt. Immer konnte man sich nicht entschließen, und doch, es mußte ja sein. Endlich — Mut gefaßt — vorwärts — dicht neben den Vater — nach seiner Hand gestastet — und jetzt — auf die Mensur — — los! — — — Der Vater war natürlich längst von der Mutter unterrichtet gewesen. Ich aber habe selten einen so schönen Spaziergang erlebt wie jenen — nach abgelegtem Bekenntnis. —

Jawohl, es war bei uns alles auf Ehrerbietung aufgebaut. Kein Wunder, daß deshalb so mancher wackere Onkel, so manche vortreffliche Tante in fernen Landen bei uns Kindern allgemach in den Geruch einer Art von Heiligkeit gelangte.

Das schadete weiter nichts. Und die Leute in unserer Umgebung sorgten schon dafür, daß den scharfen Kinderaugen die mancherlei Löcher in ihren Tugendgewändern nicht völlig verborgen blieben.

Also es gab damals noch Menschen, die uns Kindern schlechterdings vollkommen erschienen. Unter ihnen vor allem die Eltern. Und wenn diese Eltern selbstverständlich auch gar nichts anderes waren als arme, irrende Menschen, so gehörte doch gewiß ein seltenes Maß von Selbstzucht dazu, den Kindern gegenüber einen gewissen Grad der Vollkommenheit und unbedingte Autorität in allen sittlichen Fragen zu behaupten. Ohne Zweifel das Erbteil uralter Kultur. In der That, es mag wenige Ehen geben, in denen zwei Menschen zu einer Einheit solcher Art sich verbinden, wie diese Eltern über ihren Kindern.

Streng erzog uns der Vater. Wenn einen die hellblauen Augen anblitzten, dann ging's — wie sich einmal ein katholischer Religionslehrer meiner Mutter gegenüber ausdrückte — durch und durch. Widerspruch gab es grundsätzlich nicht. Aber geschlagen hat er mich niemals. Wenigstens nicht in jenen Jahren der Kindheit. Später allerdings — einmal: Der Knabe war über die Schwelle der Flegeljahre gestolpert. Da stach ihn eines Tages der Übermut. Er setzte sich in den Lehn-

stuhl des Vaters und spielte der allzeit besorgten Schwester mit verdrehten Augen und schrecklichen Grimassen lebensgefährliche Krämpfe vor. Ein blödes Spiel. Bewundert zunächst, dann in wachsender Erkenntnis entsetzt und jammernd bemüht sich das arme Kind um den gottlosen Bruder, der, hochbefriedigt über den Erfolg, seine Künste aufs höchste steigerte. Da — auf dem Gipfel der Vorstellung öffnete sich die Türe, und zur ungewohnten Stunde betrat der Vater die Stube. Mit pädagogischem Scharfblick überschaute er die Bühne, mit ein paar Schritten stand er vor dem Lehnstuhl, seine Augen flammten, der Mime fuhr aus seinen Krämpfen empor und — nahm eine gesalzene Maulschelle in Empfang. Die erste und letzte in seinem Leben.

Meine Schwester aber zerschmolz in Mitgefühl. Doch wer weiß — vielleicht ist gerade damals vor dem untauglichen Objekt ihr Krankenpfleggenie erwacht, das sie hernachmals an vielen Hunderten von Betten betätigt hat, bis sie Anno 1917 schwer kriegsbeschädigt aus den östlichen Lazaretten in die Heimat zurückkehrte. —

Die Mutter machte im Bannkreise der Kinderstube von ihrem unbestreitbaren Züchtigungsrechte je nach Bedürfnis ausgiebig Gebrauch. Aber nur mit der Hand auf die obere Hand=

fläche. „Taschen“ nannte man das. Weil jedoch ihre kleine Hand immer unsäglich weich gewesen ist, fielen auch ihre „Taschen“ mehr ins Gebiet des Moralischen. —

Später, ganz später änderte sich das Verhältnis — da wurde der gestrenge Vater allgemach zum Freunde seines Sohnes, und einen besseren hat dieser Zeit seines Lebens nimmer gehabt.

*

Seine überwältigende Mehrzahl ureingeseffener Katholiken, ein durch Zuzug und Abgang der Beamten und Offiziere fortwährender Veränderung unterworfenen Häuflein Protestanten; alte, himmelanstrebende Kirchen von wunderbarer Schönheit, ein stiller Betsaal, von außen anzusehen wie ein Grillenhäuschen; mächtig ineinanderflutende metallene Lobgesänge von Turm zu Turm, ein ärmlich himmelndes Glöcklein in einem winzigen Dachreiter — das waren die äußeren Kennzeichen der religiösen Gegensätze, unter denen ich aufgewachsen bin.

Aber eines war in Landshut völlig unbekannt: die semitische Frage.

Ein ehrfames Schneiderlein und ein junger Realienlehrer vertraten — soviel ich weiß — das Volk Israel unter den siebzehntausend Menschen, die damals unter dem Martinisturm leb-

ten. Und unbekümmert um ihr Dasein rechte dieser sein Kreuz in die Wolken empor.

Mir aber kam in der Person jenes Realienlehrers der erste Jude in den Gesichtskreis.

Mein Vater hatte der Gewerbeschule einen „Vorkurs“ angefügt. Und als ich nun neun Jahre alt war, steckte er mich unter die Schar, die sich aus allen Ständen herandrängte. Er tat es; denn der einzige Lehrer, der an der protestantischen Volksschule wirkte, ein grundbraver Mann, mußte jahraus, jahrein etwa vierundzwanzig, auf sechs Klassen verteilte Knaben und Mädchen in einer engen Stube unterrichten. So konnte die Volksschule auf die Dauer zur Vorbereitung auf die Lateinschule unmöglich genügen. Mein Vater tat es aber gewiß auch, weil er mich auf diese Weise Heilmann anvertrauen konnte, seit dessen Eintritt in die Schule ihm selbst sein schweres Amt um so vieles leichter vorkam. So wurde Heilmann mein Lehrer. Und weil mich der böse Scharlach zunächst wieder viele Wochen dem Schulbesuch entzog, ließ mich der Vater nach Ablauf des Jahres den Kurs wiederholen. Deshalb hatte ich das Glück, den Unterricht des trefflichen Mannes sehr lang zu genießen.

Ich sehe ihn noch vor den Bänken mit seltsam

wiegenden Schritten auf und ab gehen, und bei jedem Schritte scheinen die Beinchen sich zu kreuzen. Die Gestalt ist zierlich, der Schädel fast kahl, die Stirne hochgewölbt, das rundliche Antlitz glatt bis auf das Bärtchen unter der stark ausgeprägten Nase. Der Adamsapfel, Gegenstand meiner scheuen Beobachtung, bewegt sich lebhaft auf und nieder, die großen Augen blicken klug und freundlich, können aber auch sehr zornig funkeln, und wenn sich der breite Mund öffnet, werden die Schaufelzähne sichtbar. Er war ursprünglich Volksschullehrer gewesen und durch Fleiß und Begabung hochgekommen. Allgemein gebildet, ein feiner Kenner deutschen Schrifttums, tatkräftig, klar, gerecht, war er eine Zierde der Anstalt; aber auch auf das Kind übte er nachhaltigen Einfluß aus, und ich kann sagen, daß seine Unterweisung in den Elementen der deutschen Grammatik für meine Schulzeit grundlegend geworden ist. Allerdings mag ich auch ein gelehriges Schülerlein gewesen sein. Denn das richtige Sprechen hatte ich längst von meiner Mutter gelernt, die eine für ihre Zeit hochgebildete Frau war, sehr gut sprach und ganz reizend erzählen konnte. —

Vor dem Weltkrieg hat einer das kühne Wort gesagt: Es gibt keine Judenfrage. Und heute

dünkt mich, als stehe riesengroß, wie damals der Turm über dem Städtchen, die Judenfrage im Leben meines Volkes. Nur nicht so stillvoll. Und gegen eine lächerlich kleine, fremdrassige Minderheit, die sich die Herrschaft auf allen Gebieten anmaßt, bäumt sich naturgemäß das Rassenbewußtsein, und Millionen sagen: Wir oder ihr!

Zu diesen gehöre selbstverständlich auch ich.

Kein Wunder wenn dann der schnöde Druck den Gegendruck hervorruft und wenn zuletzt auch dem einzelnen gegenüber die Stimme der Gerechtigkeit im Toben des Hasses verhallt!

Vor solch blindem Hasse schützt mich so manches andere und nicht zuletzt die freundliche, dankbare Erinnerung an Salomon Heilmann, den Lehrer meiner Kindheit.

*

Der Freundeskreis der Eltern erweiterte sich von Jahr zu Jahr, wengleich die Mutter ihrem Grundsatz treu blieb: „Visitenlaufen und Visitengeben kostet Geld und Zeit, und in der Regel wird nichts daraus als ein Geschwätz.“ Aber edle Geselligkeit pflegte sie gerne.

Auch im Vorkurs knüpften sich feste Kameradschaften. Das Schwesterchen erhielt in einem Kreise anderer Kinder Sonderunterricht, wobei

die Schulstube reihum in den Wohnstuben aufgeschlagen wurde und von selbst neue Familienbeziehungen entstanden. Das Leben gestaltete sich von Jahr zu Jahr reicher.

In einem Einfamilienhause — damals eine Seltenheit — mitten in einem wohlgepflegten Garten wohnte die Familie des Jägerhauptmannes Kollmann. Zwischen mir und dem gleichalterigen Sohne, dem unerreichbaren Vorbilde peinlicher Ordnungsliebe, bestand gute Kameradschaft, das Schwesterchen und die bildschöne kleine Anna waren fast unzertrennbare Lern- und Spielgenossinnen, die Mütter einander in Freundschaft verbunden. Mit Dank erinnere ich mich der ungezählten Stunden, die mir dieses behagliche Haus bot, und vor allem der gütigen, im wahren Wortsinne vornehmen Frau, die darinnen waltete.

Ein anderer lieber Schulkamerad war Gustav Nahr, dessen Vater als Regierungsassessor in Landshut wirkte. Scharf umrissen steht auch seine Gestalt vor meinen Augen. Die Art, wie er jüngst, vom Vertrauen unzähliger Bayern getragen, in trübster Zeit die Zügel der Regierung ergriff, nach Kräften Ordnung schaffte und, ein ganzer Mann, furchtlos das Ziel verfolgte, das er für das richtige hielt — diese Art ent-

sprach dem Bilde, das ich von dem stillen, biedern, freundlichen und doch abgemessenen Wesen des Knaben treu behalten hatte.

Ganz aus den Augen gekommen war mir dann später einer, den ich damals besonders gern hatte: Friedrich von Pechmann. Erst während des Krieges, in dem er zunächst das bayerische Leibregiment führte und zuletzt zum Generalleutnant emporstieg, wechselten wir freundliche Briefe, als ich mich vertrauensvoll wegen eines armen, verschollenen „Leibers“ an ihn wandte. Aber nicht lange nach dem Umsturz der Dinge hat ihn der Tod dem Elende der Zeit entrückt. Er war in Landshut ein lieber, feiner Bub, schon in der Frühzeit seines Lebens ein fester, biederer, gewissenhafter Mensch. Das Ebenbild seines schlichten, klugen Vaters, mit dem unsern Vater eine auf gleichen Bestrebungen begründete Freundschaft verband. Eine „wissenschaftliche“ Freundschaft, wie sich die Frau Baronin, eine Schwäbin, auszudrücken pflegte. Und es waren große Reformen in der Landeskultur, die zwischen dem Realschulrektor und dem Regierungsassessor geplant und in der Theorie ausgebaut wurden. Genial wie alles, was dem Kopf meines Vaters entsprang, aber der Zeit voraus wie so manches andere, was er auch

noch ersann. — Die Familie von Pechmann war groß. Aus der zweiten Ehe des Freiherrn stammten fünf Töchter und jener Sohn. An der Spitze blühten schöne Zwillingsschwestern in unnahbaren Höhen über mir Büblein, unten am vorläufigen Schlusse der Reihe zwei herzige Mädchen, und ebenfalls Zwillinge — an Alter und deshalb auch an Belang tief unter mir. In der Mitte aber, einige weibliche Kalenderjahre älter als ihr Bruder und ich, wuchs ein schlanker, träumerischer Bäckfisch auf. Für mich schlechthin das höhere Wesen. Und sie hieß Anna. Ein unsäglich weichklingender, von vorne nach rückwärts, von rückwärts nach vorne gelesen gleichlautender, gleichfließender Name. Es ist mir heute, als hätte diese Anna damals immer ein weißes, ebenfalls weichfließendes Gewand getragen. Das wird ja vermutlich nicht ganz stimmen. Für mich aber ist sie noch immer der Bäckfisch in Weiß. Und untrennbar von ihr ist — man verzeihe mir — der große, gleichfalls mit weißem Gazestoff umkleidete Käfig unter den grünen Bäumen des Gartens, in dem sie zahllose Laubfrösche mit noch zahlloseren Fliegen und wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit hegte und pflegte. Denn hier vor diesem Laubfroschhause schwangen die tiefsten Saiten meines Gemütes

in voller Harmonie mit der ganzen Umgebung, und errötend muß ich gestehen: es dürfte schwierig zu entscheiden sein, was mir belangreicher war — sie, die Liebliche, oder die hüpfenden Fröschelein.

Vorüber, auch dies alles vorüber: Laubfrösche und scheue Bewunderung. Geblieben nur die Erinnerung an ein weißes Kleid — beides, Kleid und Erinnerung, fließend, zerfließend.

*

In den letzten Jahren meines Landshuter Aufenthaltes bewohnten wir das geräumige Obergeschloß eines uralten Hauses — des Stadthauses weiland Herzog Georgs des Reichen von Niederbayern. Klingt furchtbar vornehm, ist aber (wie so sehr oft) nicht viel hinter der Bornehmheit gewesen. Die Wohnung war lange leer gestanden, als sich mein Vater entschloß, sie zu mieten. Aber sein Vorhaben rief allgemeines Kopfschütteln hervor. Denn das Haus war verrufen; es gingen Gespenster um in den alten Gelassen. Die Eltern lachten herzlich, als sie davon hörten. Ihr Entschluß stand fest. Da kam eines Tags ein alter, ehrwürdiger Volksschullehrer und hielt dem Vater allen Ernstes die Gefahr, die ihm drohte, vor Augen. Der Vater drang in ihn: „Wieso?“ Da kam's heraus: „Schauen S', Herr Rektor, in dem Haus waitz's halt.“ — „Waitz's — wieso?“

— „No, da kann's Ihnen zum Beispiel begegnen, Sie kommen nachts heim, denken an gar nix, tappen die Stiegen auf, und — da haben S' auch schon eine weg.“ — „Was für eine?“ erkundigte sich der Vater. „A Watschen, mit allem Respekt vor Ihnen, Herr Rektor“, lautete die melancholische Antwort. Da schüttelte sich der Vater vor Lachen: „Herr Lehrer, haben Sie schönen Dank. Aber meinen Sie nicht auch — dazu gehören zwei: der eine, der sie geben will, und der andere, der sie kriegen soll?“ — Achselzuckend entfernte sich der getreue Eckart. Und wer weiß, vielleicht dachte er bei sich, was seine St. Martinsbuben in breiter Öffentlichkeit zu verlautbaren pflegten: „Lutherischer Zipf!“ — — Daß sich dieser Rektor vor Menschen nicht fürchtete, war ja bekannt. Aber nicht einmal vor Geistern hatte er Respekt? Da war ihm nicht zu raten und also auch nimmer zu helfen. —

Wir aber zogen ein und verlebten glückliche Jahre. Und als wir von Landshut fort kamen, war das Haus von aller üblen Nachrede gereinigt und die Wohnung zu einer vielbegehrten geworden. Eine „Watsche“ aber hatte nie eines von uns bekommen. Nicht einmal ich. Eine solche bezog ich, wie oben erwähnt, erst viel später. Eine „Watsche“ ist nämlich auf gut alt-

bayrisch das, was man auf hochdeutsch unter einer Ohrfeige versteht.

*

Mit elf Jahren ward ich reif zum Eintritt in die Lateinschule befunden. Als mich der Vater dem Rektor vorstellte, sagte dieser: „Du wirst einen Mitschüler bekommen, der bis jetzt Bauernknecht war, viel älter und auch viel größer als du bist.“

Einen Kameraden, der bisher Bauernknecht war? Gespannt sahen wir ihm entgegen.

Und in der That, als sich die kleine Herde der Lateinrekruten zum ersten Male versammelte, stand mitten unter uns ein baumlangler Bursche mit einem runden Bauernschädel, seltsam, aber durchaus ehrwürdig anzusehen. Und wenn einer ganz nahe hinguckte, dann war um besagten Dickkopf rund herum sogar — eine leichte Gloriole gewoben.

Mit solcher Gloriole aber hatte es eine besondere Bewandtnis.

Wenn der Knecht vor kurzem noch im Schweiße seines Angesichtes gleich Adam auf dem Acker arbeitete, kam gar oft der Herr Pfarrer des Weges gewandelt, las in seinem Brevier, nahm wohl auch zuweilen ein Prischen und lauschte auf den Singsang der lieben Vögelein. Da

deuchte es dem Knechte, dies alles, Wandeln und Lesen, Schnupfen und Lauschen, wäre schöner und leichter als Aekern unter hüh und hott und wistahöreini den ganzen Tag, und begehrlische Gedanken stiegen ihm gleich Blasen aus der neidischen Seele ins Hirn. Und endlich war sein Entschluß gereift. Er begab sich in den Pfarrhof und erzählte dem Herrn Pfarrer eine rührende Geschichte, wie daß ihm halt mit Verlaub die heilige Muttergottes selbsteigen im Traume erschienen wär' und hätt' ihn halt beauftragt, seinen Stand zu verändern und geistlich zu werden, und jetzt wär' er halt da und halt nix nit für ungut.

Die heilige Muttergottes selbsteigen leibhaftig im Traume erschienen? Es ist zu vermuten, daß Hochwürden eine Prise zu sich nahm. „Wann denn?“

Oh schon wie oft. Immer zu nachtschlafender Zeit. Und weil s' ihm halt gar kein' Ruh mehr lasset', die gebenedeite Muttergottes, so hätt' er sich halt ein Herz genommen und wär' zum Herrn Pfarrer gegangen.

Da begann der Pfarrer gewiß ein scharfes Examen. Aber das Beichtkind hielt stand. Und schnitt halt so ein treuherziges Gesicht dazu.

Je nun, man konnte nicht wissen. Am Ende

war's doch ein Fingerzeig aus den himmlischen Höhen? Man konnte nicht wissen. Und die stille Studierstube wurde der Schauplatz eingehender literarischer Unterweisung.

Die weiteren Akte des Dramas spielten sich programmäßig ab; denn schon im Keime lag die Katastrophe verhüllt. Das angehende Studentlein wurde mit genügenden Empfehlungen in die große Seestadt Landshut verfrachtet, und dort fanden sich der mitleidigen Seelen genug, die sich äußerst geehrt fühlten, als Werkzeuge der Himmelskönigin mithelfen zu dürfen an dem gottgefälligen Vorhaben. Im Handumdrehen hatte der interessante Jüngling die sieben Kosttage der Woche besetzt und begann reihum zu speisen, jeden Tag an einem andern nahrhaften Tische. Er hatte die ersten Stufen des erträumten glückseligen und bekömmlichen Daseins erklommen.

Und so geschah es, daß er mitten unter uns saß. Mitten unter uns? O nein, der vorbereitende Unterricht des hochwürdigen Herrn mußte vortrefflich gewesen sein; der Schüler saß schon nach der ersten „Skription“, das ist Schulaufgabe, weit oben.

Damals wurde nämlich noch nach den Angstergebnissen dieser Skriptionen „gesetzt“. In die erste Bank kamen die Allerbesten, in die unterste,

wie sich's gebührte, die Letzten. Eine schöne pädagogische Einrichtung. Denn was lag näher, als daß sich die Intelligenz der Oberschicht zu einer netten Arbeitsgemeinschaft organisierte, und wenn so die Besten immer voneinander abschrieben, dann war für den Bestand einer geistigen Aristokratie aufs schönste gesorgt. Die Letzten mochten sehen, wie sie zurecht kamen.

So saß er denn ganz oben in der Doppelreihe der Bänke, in der dritten oder vierten Bank an der inneren Ecke, auf der hellen Fensterseite, wie sich's gehörte, der traumbegnadete Jüngling, und die Sonne spielte freundlich auf seinem kurzgeschorenen Schädel. Ich aber saß ganz hinten in der vorletzten Bank auf der fensterlosen Seite, verborgen wie ein Weilchen, aber keineswegs blühend, und war vollkommen von der Nichtswürdigkeit meines Daseins überzeugt: denn ich hatte — oh wie genau weiß ich das noch — mit Zittern und Zagen acht rotgestrichene Fehler zuwege gebracht.

Aller Anfang ist schwer. Mir wurde er doppelt sauer und dreifach. In mein Kinderparadies war ein tiefer Schatten gefallen. Ich nahm alles so bitterlich ernst. Wie hätte ich diese umstürzende Veränderung leicht nehmen können? Der Gedanke, nun acht Jahre die Lateinschule,

das Gymnasium besuchen zu müssen, lastete mit Zentnergewichten auf mir. Die Sprache der Römer fand ich entsetzlich. Die Gewerbschule erschien mir als der Himmel auf Erden; hier saß ich im Fegfeuer. Ich bestürmte Vater und Mutter, sie möchten mich erlösen und in Heilsmanns Obhut zurückgeben. Gütiger Zuspruch verfehlte ja seine Wirkung nicht. Aber die Jugend versank hinter mir, so elend war mir zumute. Acht Jahre lang — was kann, was wird, was muß in diesen acht Jahren alles geschehen! Und wenn du glücklich hindurch bist, dann sind deine alten Eltern längst gestorben, und du stehst als Waisenknaube in der kalten Welt. Wobei zu bemerken ist, daß mein ferngesunder Vater zweiundvierzig und meine nicht minder gesunde Mutter siebenunddreißig Jahre zählten. Aber was bedeutete das mir? Für einen Elfjährigen stehen alle Menschen über dreißig Jahre mit einem Fuße im Grabe.

Also ich blieb und biß die Zähne aufeinander und ochste, daß mir das Köpflein rauchte und der kluge Vater nur immer bremste und bremste. Denn ach, wie reizbar war dies Köpflein, in dem vor gar nicht langer Zeit das verzehrende Scharlachfieber getobt hatte.

Wie graue Gespenster kamen und gingen die

Skriptionen. Ich aber kam und kam nicht hinauf. „Spicken“ hätte ich vielleicht auch können. Was der eine nicht wußte da unten herum, das wußte, wenn's gut ging, der andre. Aber pfui, das verbot mir der Stolz und das zarte Gewissen. Ja ich übertrieb die knabenhafte Rechtlichkeit — es ist fast lächerlich zu erzählen — so weit, daß ich einst ein falsches Wort in meiner Aufgabe stehen ließ, obgleich das richtige Wort aus der Nachbarschaft an mein Ohr schlug. Das war nicht ich, das war meine Erziehung, war meine Mutter.

Also da drunten herumfugeln, wohin ich gar nicht gehörte, immer da drunten!

So wurde es, wenn ich nicht irre, Vorfrühling. Da geschah es eines Tages, daß der fest behauptete Platz des begnadeten Jünglings dort oben — leer war. Tatsächlich leer war und leer blieb. Hatte ihn Krankheit befallen? O keineswegs. Wir staunten und steckten die Köpfe zusammen. Niemand von uns wußte Genaueres. Dann allmählich sickerte die Wahrheit auch in die unteren Regionen herab: Allabendliche Kneipeereien in verschwiegenen Vorstadtherbergen, verdächtiger Geldaufwand, hinterrückse Verhöhnung frommer und gutgläubiger Wohltäter — lauter Lebensäußerungen, zu denen ihn die Him-

melskönigin auch nicht im Traume hätte auf-
fordern können — —. Mit einem Worte, der
Glorienschein um das geschorene Haupt war
verschwunden und mit ihm auf Nimmerwieder-
kehr der Jüngling vom Lande.

Und sein Platz da droben war leer.

Mir aber geschah wie dem Manne im evan-
gelischen Gleichnis, der sich bescheiden zu unterst
gesetzt hatte. Der Klassenlehrer sprach „Freund,
rücke hinauf“ und setzte mich auf den verödeten
Platz.

Die pädagogischen Gründe solcher Handlung
sind mir zwar, daß ich es offen gestehe, bis zur
Stunde unklar geblieben. Denn ich hatte mich
ja keineswegs wie der Mann im Evangelium
aus eigenem Antrieb hinuntergesetzt. Also konnte
ich auch in dem plötzlichen Hinaufrücken mit
dem besten Willen nicht den Lohn der Beschei-
denheit ernten. Und selbstverständlich war ich auch
sofort dem Neide aller derer ausgesetzt, die bis-
lang kraft ihrer guten Augen und sonstigen
Naturgaben so hoch über mir gethront hatten.
— Oder wollte mir der Lehrer vielleicht hand-
greiflich zu Gemüte führen: Siehe, mein Sohn,
da müßtest du sitzen — ?

Ob ich seine gütigen Erwartungen schon bald
erfüllt habe, ob mich — was zu vermuten —

die nächste Skription wieder hinabgesetzt hat —
— ich weiß es nicht so genau. Jedenfalls wurde mir am Schuljahrschluß kein „Preis“ zuteil, keines jener schönen, blau-silbern gebundenen Bücher, die der Preisträger, feierlich gekleidet, weiß behandschuht, unter Pauken- und Trompetenschall in der geschmückten Aula aus den Händen des Rektors empfing.

Aber so viel ist gewiß, ehe ein weiteres Halbjahr verging, war ich oben, weit oben. —

Mein erster Lehrer in der Lateinschule! Ich hatte es in der Tat gut getroffen, und an ihm lag es jedenfalls nicht, wenn ich mich nur langsam einlebte.

Er war vor kurzem aus München gekommen, und weil damals alle Münchener, die etwas auf sich hielten, nicht nur Sonntags, sondern auch Werktags einen hohen schwarzen Zylinderhut trugen, blieb er auch in Landshut dieser Gewohnheit treu. Und es ist nicht zu leugnen, daß er dadurch allgemein auffiel, obwohl oder weil der Zylinder vortrefflich zu ihm paßte. Denn er gab einer sehr langen und sehr hageren Gestalt den geziemendsten Abschluß und krönte ein schmales, von kurzem, dunkelm Vollbärtchen umrahmtes Gesicht. Aber sein Gesicht war so bleich, seine Brust so eng, seine großen, tiefdunkeln Augen blickten nicht nur unsagbar gütig, sondern,

wie mir vorkam, auch so schwermütig über die Klasse hin, daß ich mich veranlaßt fand, die Mutter allen Ernstes zu fragen, ob denn die Gehaltsverhältnisse des Herrn Professors doch auch hoffentlich zu seiner und der Seinen Ernährung ausreichten? Und als mir darüber beruhigende Versicherungen zuteil wurden, machte ich mir noch immer geheime Sorgen, ob denn der arme, bleiche Mann auch gesund sei. Und es war, als ahnte dieser, was das Herz seines kleinen Schülers bewegte. Denn er war ihm stets gütig gesinnt und hat ihm freundliche Anteilnahme bis ins Alter bewahrt. Hochbetagt, ein weitbekannter Schulmann, hat August Brunner noch im Weltkrieg die Schule aufs neue seine letzten Kräfte zur Verfügung gestellt. Ich hatte mir ganz unnötige Sorgen um sein leibliches Befinden gemacht, als er vor einem halben Jahrhundert mein Lehrer in Landshut war.

Unnötige Sorgen — wie so sehr oft in meinem jungen Leben. Aber man wird überzeugt sein, daß ich in meinen Lehrern keinesfalls meine „natürlichen Feinde“ zu sehen gewohnt war. Wie hätte ich das auch vermocht? War ja doch mein eigener Vater einer von denen, die diesem dornenvollen Beruf lebten!

*

Mit meinen Kameraden habe ich geturnt und gerodelt, mit ihnen bin ich geschwommen und auf Schlittschuhen gelaufen. Ich habe mich auch jezuweilen mit ihnen herzlich gebalgt, wie sich's für einen frischen Buben gehört. Gerauft im eigentlichen Sinne habe ich niemals. Und schon in jener Zeit war ich geneigt, ernstere Konflikte auf eine etwas förmliche Art zur Lösung zu bringen.

Heute noch muß ich lächeln, wenn ich mich in ein kleines Vorkommnis zurückversehe.

Es war im schweren ersten lateinischen Jahre. Mit lebhafter Phantasie begabt, hatte ich einen harten Kampf mit den immerfort vom Gegenstande des Unterrichts abirrenden Gedanken zu führen. Und ich wollte doch aufmerken, ich wollte nicht „so zerstreut“ sein, wie der Vater es nannte. Da kam ich auf den Ausweg, mir einen äußerlichen Zwang aufzulegen, und beschloß, dem Unterrichte fortan mit hochgerunzelter Stirne zu folgen, hinter den Gittern meiner Runzeln gleichsam die flatternden Gedanken zu bannen und höchstgespannte Aufmerksamkeit auch äußerlich zur Schau zu tragen. Es war gewiß ein Anblick zum Schreien komisch, und ich kann es meinen Kameraden in der Erinnerung wahrhaftig nicht verargen, wenn sie — allerdings zunächst mit einiger Zurück-

haltung — auch die Stirnhaut hochzuziehen begannen und sagten: Der Sperl sitzt immer so da.

Ich war — das erste und letzte Mal in meinem Leben — in Gefahr, eine komische Person zu werden.

Aber da kamen die Herren Kameraden an den Unrechten. Nur war der Weg, den ich einschlug, etwas abweichend von den Pfaden, auf denen kleine Buben gewöhnlich ihre großen Ehrenhändel zum Austrage bringen.

Als mich eines Tages einer meiner Freunde bitter verhöhnt hatte, rannte ich in höchster Erregung nach Hause, warf meinen Kasten in die Ecke und erklärte der Mutter mit fliegenden Worten: „Ich gehe nun und sage ihm, daß ich nichts mehr mit ihm zu schaffen haben will.“

Bergeblich suchte die Mutter zu begütigen. Dann ließ sie den Dingen ihren Lauf.

Ich stürmte in die Wohnung des bösen Freundes, stieß auf seine Mutter, erklärte der Erstaunten mit Haltung und funkelnden Augen, ich müsse ihren Sohn sprechen, und als dieser sich etwas verlegen zur Türe hereinschob, tat ich ihm mit großartiger Geste meinen Entschluß kund, wandte mich und verließ stolz wie ein Indianer den Schauplatz.

Fast so, wie man derartiges später zu hand-

haben pflegte. Nur daß man da nicht selbst in die Höhle des Löwen ging, sondern einen Dritten schickte, und auch die guten Mütter glänzten bei so ernstem Geschäfte durch Abwesenheit.

Urkomisch. Aber es lag eben etwas in meiner ganzen Erziehung, was dem vollkommen entsprach. Mochte es nun richtig gewesen sein oder nicht. Im zweiten Buche meines Romanes „Burschen heraus!“ habe ich diese Erziehung mit ihren Vorzügen und Gefahren an dem kleinen Gerhard Frey zu zeichnen versucht — bitte aber ausdrücklich, mich nicht etwa deshalb mit Gerhard Frey oder einer andern Figur in meinen Romanen zu identifizieren.

Der Erfolg war damals einerseits der gewünschte. Es hat mich fortan keiner mehr verhöhnt. Zudem rieten mir vermutlich die Eltern wohlmeinend, doch ja die Stirne nicht vorzeitig mit Runzeln zu verzierern; die kämen später von selbst und immer noch früh genug. Andererseits ist das Verhältnis zu dem guten Kameraden von einstmals nie mehr das alte geworden. Und das war mir später leid. Je nun, wir hatten es beide verschuldet.

Unsere Erziehung war eine ungemein zarte, aber keineswegs eine weichliche. Zartheit ist

grundverschieden von Weichlichkeit. Vater und Mutter waren, jedes in seiner Art, Krafnaturen, und zu kraftvollen Menschen wollten sie auch ihre Kinder gestalten.

Der Grundton dieser Erziehung war unbeugsame Wahrheitsliebe. Unbekümmert um die Folgen mußte man immer die Wahrheit bekennen.

In einer hier nicht weiter belangreichen Schulangelegenheit war die Aussage des Zehnjährigen von Wert. Da gab einer seiner Lehrer das schriftliche Zeugnis ab: „Mit größter Vorsicht prüft er jede Äußerung, ob sie nicht in irgend einer Weise gegen die Wahrheit verstöße.“

Das war nicht ich. Das war meine Erziehung.

Herrgott im Himmel, wenn einem durch ein langes Menschenleben dieses dem Kinde selbstverständliche Gesetz jeden Augenblick maßgebend geblieben wäre, im Wirbeltanz des Daseins, im Ringen mit Selbstsucht und Eigenliebe; wenn man sein Urteil über Personen und Verhältnisse immer abgewogen hätte nach diesem kindlichen Grundsatz — wie so viel freier könnte man aus der irdischen Gebundenheit emporblicken zu den ewigen Sternen, über denen die ewige Wahrheit thront! —

Das Wort Ehrgeiz gab es nicht im Wörterbuch der Eltern. So wenig wie den Begriff

Hochmut. Die Pflicht war um ihrer selbst willen zu erfüllen, die Arbeit an sich zu lieben. Alles war auf Ehrliche und Selbstbeherrschung eingestellt.

Schon dem kleinen Knaben wurde neben der Ehrerbietung gegen Erwachsene und namentlich auch gegen die Gerungen im Volk als Grundsatz eingepflanzt, daß man sich die Leute nicht zu nahe kommen lassen, namentlich auch sich nicht mit den kleinen Handelschaften und Tauschgeschäften befassen dürfe, die in der Schule gang und gäbe sind. Wohl aus diesem Grunde habe ich niemals ernstlich Briefmarken gesammelt. Was konnte mir auch eine langweilige Briefmarke neben meinen ganz andern Sammlungen bedeuten! — Und es war verpönt, von Fernstehenden Geschenke irgendwelcher Art anzunehmen.

Dieses Verbot hatte seine ganz besondere Ursache. In der ersten Zeit geschah es wiederholt, daß Eltern den Anstaltsleiter — offensichtlich nach altem Gewohnheitsrechte — durch Aufmerksamkeiten materieller Art zu gewinnen suchten. Und weil man sich doch nicht wohl unmittelbar an den gestrengen Mann wagte, besuchten die Mütter hintenherum seine Frau. So trat einst eine Bürgeröfrau in unser Empfangszimmer und

zog nach einleitenden Worten eine Schachtel mit köstlich duftender Handseife hervor. Lächelnd wies meine Mutter die harmlose Gabe zurück und erklärte dem Besuche, die Frau eines königlichen Beamten könne und dürfe nun und nimmer derartige Geschenke annehmen. Die Madam wurde dringender: Es sei ja nicht der Rede wert, und der Herr Gemahl brauche gar nichts davon zu wissen. Damit schob sie die offene Schachtel nahe hin. Meine Mutter schob nun das Geschenk ihrerseits ganz energisch zurück. Dabei fiel aber ihr Blick von ungefähr auf den Inhalt. Und mit Erstaunen sah sie, daß zwischen den harmlosen Seifenstücken viele blanke Goldstücke bligten! Nun war natürlich der Besuch im Handumdrehen erledigt, und kopfschüttelnd trat die enttäuschte Mutter eines — nach dem Gewichte des Angebotes zu urteilen — großen Esels mit ihrer Schachtel den Rückzug an.

Das waren noch Reste altbayrischen Schmierensystems. Und die Wendung: der Herr Gemahl braucht's ja gar nicht zu wissen — war vermutlich eine ganz abgegriffene Redensart. Denn später einmal erzählte ein Untersuchungsrichter den Eltern recht harmlos: „Wenn ich auf Kommission fahr', dann seh' ich gar nie, was die Leut' hinten in den Wagenkasten 'nein tun.

Aber wenn ich heimkomm', steht immer schon meine Frau da und schaut, was drinnen ist. Ich weiß gar nichts davon."

Reste eines alten Systems, habe ich gesagt. Denn solche Schmierfinken waren im bayrischen Beamtenkörper schon damals im Aussterben begriffen und wurden in der Folge völlig unmöglich. Die Gepflogenheit verzog sich geräuschlos ins „Vaterland“ Österreich zurück. Hoffentlich krecht sie unter dem Schutze des parlamentarischen Regierungssystems nicht wieder unversehens heraus. —

Die Folge unserer Erziehung war, daß sich die Eltern unbedingt auf uns verlassen konnten. Unsere Familie war ein wohlumfriedigtes Heiligtum. Ausgeplaudert wurde gar nichts. Namen neugierige Fragen an uns, — und solche blieben bei der amtlichen Stellung des Vaters nicht aus — dann lautete unsere formelhafte, schroff abweisende Antwort: „Das müssen Sie die Eltern fragen.“ Unangenehme Kröten!

*

Ich danke es meinem Vater, solange ich lebe, daß er mir vom zarten Alter an gelehrt hat, die Schönheit der Natur zu schauen und ihre Wunder staunend auf mich wirken zu lassen.

Es war damals noch nicht selbstverständlich wie heute, daß ein Städter sich so viel als möglich unter Gottes freiem Himmel bewegte und mit der Natur lebte, nicht nur wenn die Kastanie ihre Kerzen aufsteckte oder die Vogelbeere aus ihrem dunkeln Laub hervorglühte, sondern auch dann, wenn der Schnee knirschte, die Raben krächzend flogen, die sturmgepeitschten Wolken tief über der Erde dahinjagten und die Wasserpfügen auf den gefrorenen Weihern blinkten. Und daß die Eltern mit uns fast jeden Sonn- und Feiertag nach Tisch weite Ausflüge in die herrliche Umgebung Landshuts unternahmen, galt in unsern Kreisen als seltsam, neu und unerhört.

In jenen Jahren habe ich in mich gesogen die Liebe zur Natur, zu Wald und Berg und Strom, zu allem, was da läuft und schwimmt und fliegt und kriecht.

Zwecklos waren unsere Wanderungen in der guten Jahreszeit gar nie. Schon in meinem siebten Lebensjahr habe ich unter Leitung meines Vaters eine Käfersammlung angelegt. Selten ging ich ohne mein „Käfergläschen“ mit den ligroingetränkten Papierschnikeln über Land. Im Nu war der erbeutete Kerf betäubt und getötet. Denn das galt als oberstes Gesetz: Ein Tierchen darf niemals gequält werden. Und ich blieb mir

sehr wohl bewußt, daß mein Tun grundverschieden war von dem so mancher meiner Kameraden, die den armen Maikäfer — neben der Katze eines der gequältesten Tiere der Schöpfung — zum Vergnügen das zierliche Köpfschen mit dem Brustschild vom Rumpf schnellten.

Daheim wurde dann die Beute an die langen, feinen Käfernadeln gespießt, jedes der sechs Beinchen auf Kork ausgespannt, allmählich auch die Kreatur bestimmt.

Und so lernte ich spielend die Hauptarten dieser unsäglich mannigfaltigen Tierwelt kennen und nennen — vom majestätischen Hirschkäfer bis zum winzigen Borkenkäfer und noch tiefer hinab. Jeder Spaziergang wurde zum Pirschgang, und das damals so gute Auge gewöhnte sich beizeiten daran, auch hier zu sehen, wo andere nichts sahen.

Als ich aber älter wurde, erschlossen sich mir die Wunder der Wasserwelt.

Liebevoll leistete der Vater der kindlichen Wißbegier Vorschub, und die Mutter spendete in grenzenloser Güte Gläser und Töpfe.

Mit Staunen wurden die Verwandlungen des Froscheies beobachtet: Das Wachsen des dunkeln Kernes in der gallertartigen Hülle zum länglichen, beweglichen Tierleib mit Augen, Kiemen und

Schwänzlein. Das sichtliche Gedeihen der dicken Kaulquappe, die endlich das Ei sprengte. Das Verschwinden der Kiemenquasten, das Hervorwachsen der Hinterbeine. Die Häutung des Körpers, das Hervorbrechen der Vorderbeine. Das Verschwinden des Schwänzleins. Das behagliche Rudern des fertigen Frosches. — Mit gelindem Grauen wurde der grimme Fresskampf eines prächtigen Salamanderpaares verfolgt, wenn die beiden gleichzeitig einen armen Regenwurm vorn und hinten packten und zu schlingen begannen, bis die Schnäuzlein in der Mitte zusammenstießen und die goldgeränderten Auglein ratlos ineinander glockten. Und als endlich ein unvergeßlicher Weihnachtsabend einen großen Aquariumkasten bescherte, konnten wir Kinder stundenlang vor den Glasscheiben stehen, die Fische in ihrem Treiben zwischen der feinblättrigen Wasserpest beobachten und die schwarze Schlamm Schnecke bewundern, wie sie lautlos vom Grund emporstieg, den Bauch noch oben, das Gehäuse mit seinem spitzkegelförmigen Gewinde nach unten gerichtet auf dem Wasserspiegel schwamm, das Luftloch ihres Lungensackes öffnete und bei der geringsten Störung mit geschlossenem Atmungsorgan in die Tiefe versank. — Und wenn es glückte, daß die fremde Vallisnerie zum Blühen

kam und die zierliche, schilfähnliche Pflanze eine meterlange Spirale mit dem winzigen Blümchen an die Oberfläche emportrieb, dann herrschte Entzücken. Alle Wochen einmal war Fütterung der Fische. Da wurde ein Stückchen Semmelmusel zur festen Kugel gedreht, an einer Stricknadel ins Wasser gehängt und so lange darinnen belassen, bis die hochgeschwollenen Bäuchlein der gierigen Fresser wortlos bekundeten: Wir haben genug. — Später, ja, da wurde man immer kühner, da hegte man mit mehr oder minder großem Unverstand ein Terrarium und hielt armslange Ringelnattern — sich zum Vergnügen und all diesen Geschöpfen gewiß zu greulicher Unlust.

Heute aber kann ich noch tiefsinnig vor einem Wassertümpel stehen und den graziösen Wasserläufer beobachten, der im Sommer auf Schlittschuhen dahingleitet, hoch über der geheimnisvollen Welt da drunten, wo zwischen Schilf und Alge, Schachtelhalm und Pfeilkraut das Leben tragikomisch wimmelt im Dreiklang Fressen, Lieben und Gefressenwerden.

*

Dann kam die Zeit, wo der Forschungstrieb des reisenden Knaben weitergriff und seine dringenden Fragen der Mutter den Kopf heiß machten:

„Mama — wie werden die Kinder?“ Ich weiß nicht mehr, wie sich die Gute aus der Angelegenheit gezogen hat. Jedenfalls aber wußte ich fortan, daß es Dinge gab, nach denen man nicht fragte, wie es Bücher gab, die jahrein jahraus offen auf dem Gestelle standen und, gebannt vom Gebote des Vaters, standen, als wären sie sorgsam verschlossen. Und daß man sich mit andern, etwa mit Kameraden, über solche Fragen unterhalten könnte, daran dachte das Herz nicht. Das verbot doch der Stolz, der mächtige Knabenstolz, zu dem man erzogen war. So daß sich dem kindlichen Naturforscher von einstmals das wichtigste Kapitel, die Naturgeschichte des Menschen, erst dann enthüllte, als der blutjunge Student zu den Füßen des Münchener Anthropologen Johannes Ranke saß. Enthüllte — wenn sich das Mysterium des Werdens auch dem größten Biologen überhaupt jemals zu enthüllen vermag. —

Freilich, ob die gute alte Zeit nach dieser Seite in der Erziehung immer das Richtige traf? Ich dünkte, der Vater müßte über die wichtigsten Erdenfragen von Stufe zu Stufe reden mit seinem Jungen und zuletzt, wenn diesem der erste Flaum sprießt, mit rückhaltloser Offenheit. Und auf allen Stufen genau so wie jener Vater auf dem wundervollen Relief an Justus von Liebig's

Marmordenkmal in München seinem Kinde das holde Wunder der Kornähre zu deuten — versucht.

*

Verbotene Bücher! Das neunjährige Schwesterlein war ein sehr gehorsames Kind, obwohl das Gehorchen ihrer Veranlagung oft nicht ganz leicht fiel. Aber einmal — na!

Auf dem Bücherbrett der Mutter stand ein dünnes Bändchen mit der Aufschrift „Erziehung der Mädchen von Karl von Raumer“. Ich weiß nicht, ob sich die Mutter jemals ernstlich in seine Weisheit vertieft hatte. Denn sie war nie eine Freundin der grauen Theorie. Genug, das Büchlein stand auf dem Gestelle, und das Kind Helene hatte es wohl auch schon in der Hand der Geliebten gesehen. Und eines Tages kletterte dieses Kind auf einen Stuhl, nahm das Büchlein und begann eifrig zu lesen.

Als die Mutter das Zimmer betrat, dürfte die Kleine mit dem ihr eigenen spitzbübischen Lächeln aufgeblickt haben. Die Mutter kam näher und entdeckte den „Raumer“.

Es entspann sich ein ganz kurzes Zwiegespräch:

„Aber, Helene, was fällt dir denn ein — —?“

„Aber Mama, ich muß doch nachlesen, ob du mich auch richtig erziehst!“

*

L. Flügge nennt in seinem rassenbiologischen Werke drei Mittel gegen die Gefahren der Kultur: Landluft, Religion, Familienüberlieferung.

Unsere kleine Familie war gegründet auf Religion; Großväter und Großmütter, Urgroßväter und Urgroßmütter lebten durch die Erzählungen der Eltern gleichsam mit uns; die Landluft umspielte in der kleinen Stadt unverfälscht unsere Kinderstirnen: Sowohl, wir waren gefeit gegen Überkultur.

Die Lebensführung war eine sehr einfache. Und bei bescheidenen Ansprüchen war dem Mittelstande noch ein auskömmliches Dasein gesichert.

Der Vater bezog mit den ihm beim Übertritt aus der Industrie zugebilligten Personalzulagen einen Jahresgehalt von zweitausendzweihundert Gulden. Vermögen war keines vorhanden. Aber man lebte von diesen Einkünften doch recht behaglich. Die Wohnung war geräumig, eine brave Magd besorgte mit der Mutter den Haushalt, eine Wäscherin, eine Näherin waren regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen. Gäste wurden mit Freuden beherbergt. Ja man konnte sich sogar alljährlich eine „Sommerfrische“ erlauben.

Allerdings: das Pfund Weizenmehl kostete zehn Kreuzer, Roggenmehl sechs Kreuzer; das Pfund Mastochsenfleisch siebzehn, das Pfund

Schmalz vierunddreißig Kreuzer; der Liter Milch vier, das Ei zwei, der Liter Bier sieben Kreuzer; das Ster Buchenholz sieben Gulden. Der Mietpreis für die Wohnung war mit dem elften Teil des Gehaltes zu bestreiten. Der alte Gulden aber hatte sechzig Kreuzer, der Kreuzer galt drei Reichspfennige. O alte Zeit, o gute Zeit! —

Lebhaft erinnere ich mich dreier „Sommerfrischen“ aus jenen Jahren. Einmal waren wir auch im bayrischen Walde.

Ich zählte zehn Jahre, als wir in dem Phäakenneste Eschellkam einen Teil unserer Ferien zubrachten. Phäakennest im vollen Sinne des Wortes, namentlich gerne besucht von Deutschböhmen aus Prag. Man zahlte für den Kopf und den Tag einen Gulden — ob sich die Kinder einer Ermäßigung erfreuten, weiß ich nicht mehr — und dafür aß man sich vom Morgen bis zum Abend durch Berge von Butterbrot-Honigbrot, Kompotten, Mehlspeisen, Backhühnern, Brathühnern, Enten, Gänsen, Fischen, Würsten — bis man's genug hatte. Und wenn ich mich recht erinnere, so hielten die Eltern das Schlemmerleben nicht länger als zwei Wochen aus. Dann zogen wir weiter.

Damals bestiegen wir auch den wundervollen

Hohenbogen, und dort hat sich ungefähr das zugetragen, was, frei dichterisch gestaltet, im vierten Kapitel meiner „Fahrt nach der alten Urkunde“ erzählt wird.

Wir standen zwischen den Trümmern des alten Burgstalles der Grafen von Bogen und blickten in das weite, schimmernde Böhmen, die vermeintliche Heimat unseres Geschlechtes hinaus. Und wir ahnten nicht, daß diese keineswegs da drüben im Osten, sondern ganz nahe hinter uns, in Cham drunten, zu suchen wäre.

Und damit bin ich nach langer Wanderung wieder beim Jahr 1383 angekommen, und es ist Zeit, Abschied zu nehmen.

Fünfhundert Jahre einer bescheidenen Familiengeschichte sind an uns vorübergezogen, fünfhundert Jahre des Glückes, des Leides, des Kämpfens, des Duldens, des Werdens, des Vergehens. Bilder aus der halbtausendjährigen Vergangenheit des deutschen Mittelstandes von seinem Entstehen bis zu seinem — — ja, wie soll ich sagen?

Hat es mich gedrängt, diese Bilder hinauszugeben, weil ich fühle, daß die Schicksalsstunde dieses Standes überhaupt angebrochen ist? Fast möchte ich's meinen.

Aber so viel ist mir gewiß: Wenn der deutsche Mittelstand untergeht, dann — Deutschlands Ende. Dann freie Bahn — nicht mehr dem Tüchtigen aus den schlichten, alten, einfachen, lebenszähnen Familien der treuen Beamten und Geistlichen, Offiziere, Gelehrten und Lehrer, der ehrenfesten Handwerksmeister, bodenständigen Kleingutsbesitzer, mit einem Wort aus dem Mittelstande, der Deutschland groß gemacht, ihm, allfort ergänzt aus dem Bauernstande, seine gewaltigsten Geister geboren hat — — dann freie Bahn dem öden, wurzellosen Mammonismus, dann Deutschlands Ende für immer.

*

Ein altes Wort lautet, die Kindheit sei die Vorrede des Lebens.

Wohl den Kindern, deren Jugend in den Händen solcher Eltern gewesen ist; den Kindern, hinter denen das Jugendland liegt wie das versunkene Paradies — lichtspendend über alle Finsternisse der Lebenswallfahrt hin, wärmespendend in alle Kälte der Zukunft hinein. Und wohl den Eltern, deren Kinder am Abende des eigenen Lebens leise die Hände falten, dankbar bekennen: Das Beste, was wir besitzen in der Flucht der Zeit, das Höchste, was wir erhoffen für die Ewigkeit — ihr habt es uns vermittelt

aus unergründlichen Tiefen der Vergangenheit.
Ruhet im Frieden, und das ewige Licht leuchte
euch!

Wie so gar wichtig dünken wir uns, und wie
so gar nichtig sind wir. Genau so nichtig wie
eines der hunderttausend Blättlein am Linden-
baum. Und doch — und doch wieder so wichtig
wie die kleine Samenkapsel, die da im Sonnen-
licht und im Regenschauer reift, die Hülle sprengt
und dem Wind ihre Körnlein überantwortet,
daß er sie trage in unbekannte Fernen, ans ver-
borgene Ziel.

Ende

August Sperl

Der Archivar

Roman aus unserer Zeit

Gebunden M 360.—

„Man darf ihn nicht in einem Atem nennen mit den andern, so hoch steht er mit seinen geistvollen, tiefen Gedanken, mit seiner ganzen vornehmen Art. Sperl hat viel Gutes geschrieben, man hat ihn einen zweiten Gustav Freytag genannt. Der ‚Archivar‘ ist sein Vollendetstes, Reifstes. Der ganze Mann mit seiner großzügigen Weltanschauung tritt uns entgegen.“ Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung. — „Der große Reiz des kerngesunden Werkes liegt in seiner sonnigen Klarheit und Reinheit, den wundervollen Schilderungen oberpfälzischer Landeschönheit und seinem überall durchleuchtenden herzlichen Humor. Manchen Leser wird das prächtige Buch in eine ganz neue Welt einführen.“ Arthur Brabant (Die Schöne Literatur).

Burschen heraus!

Roman aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung

11. Auflage. Gebunden M 420.—

„Aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung“ — ein Roman, der diese Worte in seinem Titel führt, sollte heute in den Händen aller derer sein, die noch eine Hoffnung auf das Wiedererwachen des deutschen Volkes hegen. — „Kaum ein anderer empfindet so echt deutsch und ist von so warmer, tiefer Religiosität durchdrungen wie August Sperl, einer der allerbesten deutschen Erzähler der Gegenwart. Dies gilt auch von seinem neuesten Werke; ein echter Sperl! Ein ganz wundervolles Buch! Das packt uns, das schüttelt uns, das läßt uns nicht los. Lesen, lesen, ihr Deutschen! Das ist ein deutscher Geist, deutsches Gemüt, deutsches Feuer, deutsche Kraft und deutscher Mut; aber auch deutsche Zagheit, deutsche Vaterlandslosigkeit, deutsche Fämmerlichkeit!“ Das Volk.

~~~~~  
E. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

August Sperl

# Die Söhne des Herrn Buditwoj

Roman aus dem 13. Jahrhundert

Ausgabe in einem Bande. 9. Auflage (33. und 34. Tausend)

Gebunden M 600.—

„Es gibt wenige Romane, die man dem deutschen Volke als ein Hausbuch, von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben und im häuslichen Kreise wieder und wieder zu lesen und zu besprechen so empfehlen kann. Die ‚Söhne des Herrn Buditwoj‘ sind ein solches Buch; jedem, den Jungen wie den Alten, bietet es etwas, und sein Schatz an dichterischer, nationaler und seelischer Anregung ist so leicht nicht auszuschnüpfen.“ Welhagen & Klasing's Monatshefte.

# Die Fahrt nach der alten Urkunde

Geschichten und Bilder

aus dem Leben eines Emigrantengeschlechtes

25. und 26. Auflage (28. und 29. Tausend). Geb. M 270.—

„Es liegt etwas tief Ergreifendes in dem wechselvollen Geschick, dem die verschiedenen Zweige der hier geschilderten Familien unterworfen sind, und der bedeutenden Gestaltungskraft des Autors gelingt es durchweg, den oft scharf kontrastierenden Verhältnissen von Zeit und Umständen gerecht zu werden.“ Leipziger Tageblatt. — „Zu unseren besten Büchern für das deutsche Haus gehört Sperls ‚Fahrt nach der alten Urkunde‘. Die heranwachsende Jugend wird, wenn sie überhaupt für besseren Lesestoff empfänglich ist, ebenso wie die Erwachsenen von dem Buche gefesselt werden.“ Reformation.

# Fridtjof Nansen. Ein Sang

Gebunden M 225.—

# Lebensfragen

Aus den hinterlassenen Papieren eines Denkers

3. Auflage. (Vergriffen.)

~~~~~  
C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

C. F. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

37 / 352y =

Buchbinderei
HENDRICK SCHULZE
Düsseldorf
Tel. 35370, Duisburgerstr. 18

